

## VIII.

### Die Reise nach den dänischen Staaten.\*

In Briefen.

1.

Kopenhagen, Freitags, den 1. Juli 1836,  
und an den folgenden Tagen.

Teurer Freund!

Es war Zeit, daß ich mich fortmache. Ich war schon längere Zeit unwohl, ermattet, zur Arbeit unlustig und in der übelsten Stimmung. Meine Krankheit war geistiger Art.

Das Unglück mit unserm Adolf\*\* am ersten Weihnachts-

---

\* Der vollständige Titel der Schrift ist: Bemerkungen und Ansichten auf einer pädagogischen Reise nach den dänischen Staaten im Sommer 1836, für seine Freunde und für die Beobachter der wechselseitigen Schuleinrichtung niedergeschrieben.

Was ich aus dieser Schrift hier mitgeteilt, bildet in derselben mit Ausnahme von einigen pädagogischen und sozialen Bemerkungen ein zusammenhängendes Ganze. Nach dem Schluß des letzten Briefes aus Hamburg (Diesterweg reiste von hier direkt nach Berlin) folgt die Beurteilung der wechselseitigen Schuleinrichtung. Es ist das Verdienst Diesterwegs (er rechnete sich dasselbe auch selbst zu), daß dieses Fabrikssystem, dieses Maschinenwesen, wie er es nennt, auf deutscher Erde spurlos, wenn auch nicht ohne Kampf, verschwunden ist, und man wird es mir nicht verdenken, daß ich in den „ausgewählten Schriften“ dasselbe auch spurlos verschwinden lasse.

\*\* Aus Diesterwegs Tagebuche: Berlin, den 30. Dezember 1835. Über unsern unvergeßlichen, ewig teuren Adolf will ich mir einiges aufschreiben. Es ist mir ein Bedürfnis, vielleicht einige Beruhigung. — Er

morgen des vorigen Jahres schlug mir eine Wunde, deren Tiefe ich zwar nicht gemessen habe, weil ich es nicht vermochte, die aber noch nicht heil ist. Ich hoffte, zu Ostern würde ich die verlorene Ruhe wiedergefunden haben; Ostern kam, und ich hoffte nun auf Pfingsten. Pfingsten kam und ging, und der ganze Juni ist auch schon vergangen. Ich hoffe wieder.

Es war zu hart, es kam zu unerwartet dieses herbe Los — einem Kinde zum heiligen Abend ein Weihnachtsgeſchenk machen, einen seiner Lieblingswünsche erfüllen und dadurch die Veranlassung herbeiführen zu seinem Tode. — Nur, wer Ähnliches erlebt hat, kann den Schmerz, den ich empfunden, noch empfinde, nachempfinden.

Ich habe dadurch sehr viel gelernt. In späteren Briefen werde ich darauf zurückkommen. Nur das eine will ich jetzt berühren, daß ich dadurch nicht nur das Zerreißende, sondern auch das Niedererschlagende, Kraftlähmende des Schmerzes kennen gelernt habe. Erst seit Ende des vorigen Jahres weiß ich, was es heißt, zur Arbeit träge, unaufgeregt, folglich zum Aufregen ungeschickt,

---

hatte aufgeschrieben, was er am heiligen Abend beschert zu haben wünschte. Darunter war auch ein Zuckerkuchen; er stand an der Spitze. Die Mutter kaufte ihm einen für 6 Sgr. Seine Freude darüber war groß. Wir waren überhaupt am heiligen Abend so glücklich. Gleich am andern Morgen, noch nüchtern, will er mit Karl (seinem Bruder) und Hugo von Forstner einen Baum grün färben. Karl hatte ihm ein Stückchen Pfefferkuchen gegeben. Wahrscheinlich ist dasselbe auf das nasse Stückchen grüner Farbe zu liegen gekommen, und er hat beide, im Eifer der Arbeit, zugleich verschluckt. Denn es fand sich nicht, als er es gleich nachher suchte. Aber schon nach etwa zwei Minuten stellt sich Erbrechen ein, und die grüne Farbe wird ausgebrochen. Ungeachtet nun das Erbrechen fortging — der Apotheker erklärte, daß die Farbe unschädlich sei — ungeachtet der herbeigeholte Arzt, Dr. Paetsch, noch andere Brechmittel anwandte, ungeachtet er sich vom ersten bis zum dritten Weihnachten ziemlich wohl befand, und ungeachtet aller Mittel: Bluteigel, Arzneien 2c. trat am 27. Dezember nachmittags ein Delirium ein, das ihn nicht wieder verließ. Eine heftige Kur: Eis essen, Eis auf den Magen, Salben, Fliegenpflaster 2c., alles streng fortgesetzt, von Dr. Paetsch und dem Geh. Rat Barrez gemeinschaftlich verordnet. Nichts half, und am 28., morgens nach 10 Uhr, starb er, von uns allen umringt zu unserem unsäglichen Schmerze. Morgen soll er beerdigt werden.

unfähig zum Wirken und belebenden Lehren und Lernen zu sein. Zur pflichtmäßigen Arbeit mußte ich mich antreiben; zu dem, was darüber hinaus liegt, war ich oft absolut unfähig. Der tiefe Schmerz lähmt.

In diesem herabgedrückten Zustande überkam uns eine neue Gefahr. Am 2ten Mai wurde unser jüngster Knabe von 2 Jahren plötzlich von einem gefährlichen Übel befallen. Sein Bruder Karl, 11 Jahre alt, spielt mit ihm; er hat seine Freude daran, denselben, in gebückter Stellung, umzustößen; endlich zieht ihn Karl sanft mit sich zur Erde. Er schreiet plötzlich heftig auf. Die Mutter eilt aus der daranstoßenden Küche herbei; aber — er läßt sich nicht beruhigen. Die Erde hat er bei dem Falle nicht berührt; aber natürlich wird an eine körperliche Verletzung gedacht. Ich komme gleich hinzu, und wir untersuchen, da das Weinen fort dauert, den ganzen Körper: Kopf, Brust, Bauch, Arme und Beine. Nichts wird gefunden; er selbst spricht von Schmerzen im Leibe. Der herbeigeholte Arzt untersucht von neuem, findet aber keine Art mechanischer Verletzung. Nähere Zeichen müssen abgewartet werden. Dieses war um 1 Uhr. Schon nach wenigen Stunden wurde der Knabe passiv, ruhig, leblos. Er lag da, wie wenn des Lebens Quelle vertrocknete. Fortwährend klagte er über Schmerzen im Leibe. So ging es fort bis zum nächsten Morgen, als der Arzt erklärte, daß eine Hirnentzündung über ihn gekommen sei. Der gethane Fall sei nur die zufällige Veranlassung oder Entwicklung der Krankheit, die in keiner weiteren kausalen Verbindung damit stehe. Die Einleitung zur Kur wurde getroffen. Aber schon wenige Stunden nachher nahm der arme Junge plötzlich eine Farbe und ein Aussehen an, welches den nahen Tod zu verkündigen schien. Denke dir unseren Schrecken! Alles, was Beine hatte, lief nach einem Arzte. Es war gegen 10 Uhr morgens und — kein Arzt war zu finden. In Berlin leben mehr als 300 Ärzte, und doch kann man auch da in so große Noth geraten, wie an Orten, wo ihrer nur wenige sind. Denn von 9 Uhr an sind in der Regel die Berliner Ärzte auf den Wegen zu den Kranken. Erst nach mehr als zwei der angstvollsten Stunden kamen zwei Ärzte zugleich.

Einstimmig wurde die Krankheit für eine Hirnentzündung erklärt, und demgemäß ein antiphlogistisches Verfahren eingeleitet. Darum äußerlich 16 Blutegel, und nachher noch einmal so viel. Am andern Tage begann die Begießungsmethode. Danke Gott, wenn Du davon nichts weißt! Sie besteht in lang anhaltenden Übergießungen des Kopfes mit kaltem Wasser. In Berlin ist sie vorzüglich durch den berühmten Heim, der die Krankheiten riechen konnte, in Gang gebracht worden. Derselbe liebte die heroischen Kuren. Eine solche ist die, von der ich spreche. Unser Knäblein, 2 Jahre alt, nichts weniger als der Stärksten einer, wurde in den ersten Tagen, in jeder Stunde, eine ganze Viertelstunde, d. h. eine Ewigkeit lang — denn jede Minute ist ein Jahr — mit so kaltem Wasser, als wir es haben konnten, begossen, Tag und Nacht. Die Mutter und die Schwestern hielten das Kind, ich verrichtete das Begießen. Fremden mochten wir es nicht überlassen. In den ersten Tagen wurde der Knabe jedesmal wie tot, und es dauerte wohl eine halbe Stunde, ehe er sich etwas erholte und warm wurde. Kaum war dieses geschehen, so mußte er wieder aus dem Bette gerissen werden. Da hat die Mutter, da habe ich etwas ausgestanden. Es gibt manchen bitteren körperlichen Schmerz, aber Seelenschmerzen greifen mehr das Leben an. Trotzdem hielt die Mutter es 7 Tage aus, und das Kind schien der Genesung entgegen zu gehen. Das Begießen wurde in größeren Zwischenräumen angewandt, dann ganz eingestellt.

Leider war es zu früh geschehen. Schon nach 3 Tagen mußte die Marterkur wieder angefangen werden, jedoch nur alle zwei Stunden eine Viertelstunde, Tag und Nacht. Dieses ging nun gegen 20 Tage so fort; dann alle 3, hierauf alle 4, dann alle 6, endlich alle 12, zuletzt alle 24 Stunden, dann gar nicht mehr. Wer war froher als wir? Denn der Knabe war genesen, insoweit, daß er den Kopf wieder frei zu bewegen anfang und — zu spielen verlangte. Auch der Appetit hatte sich eingestellt. Meine Frau hat die ganze Kur 34 Tage mitgemacht; ich hatte so lange nicht ausgehalten und mußte mich — wollte ich fähig bleiben, meine Stunden zu geben — manchmal durch eine meiner Töchter vertreten lassen, um schlafen zu können. Unsere Freude,

das teure Kind nach so schwerer Krankheit wieder geschenkt zu bekommen, war und ist noch sehr groß. Gott lasse ihn ganz genesen und Er erhöhe, was derselbe abends mit stammelnder Zunge nachbetet: „— — — hüte mich, Amen.“

Ich war durch dieses alles sehr herunter gekommen. Die Arbeit, sonst meine Lust, ja Erholung und Bedürfnis, war mir oft ganz zuwider. So konnte es nicht fortgehen. Glücklicherweise stand mir eine Reise bevor. Vorgestern abends 7 Uhr bin ich von Berlin abgereiset, und heute nachmittags 4 Uhr legte sich das Dampfschiff, das auch mich trug, hier vor Kopenhagen vor Anker.

Der Trieb zur Reise wirkte mit. Ich trug daher meine Wünsche einem Hohen Ministerio vor und bat das Königl. Schulkollegium der Provinz Brandenburg, die unmittelbar mir vorgesetzte Behörde, um Unterstützung meines Antrages. Derselbe wurde durch eine spezielle Beziehung näher motivieret. Der Schulunterricht des Louisenstiftes, eines Waisenhauses für 60 Knaben des verschiedensten Alters, stellt dem Inspektor der Anstalt, der zugleich der alleinige Lehrer ist, eine zu große, fast unüberwindliche Aufgabe. Bei einem Wechsel der Personen schlug ich einen Zögling des Berlinischen Seminars zum Inspektor vor. Nachdem derselbe in sein Amt eingesetzt war, riet ich ihm, sich in den Knaben eine Anzahl von Helfern heranzuziehen, und ich machte ihn auf die wechselseitige Schuleinrichtung aufmerksam. Ich dachte, in diesem Stifte, das vom Publikum nicht abhängt und unter der einsichtsvollen Leitung der wohlwollendsten Männer steht, auch ein geräumiges Schullokal besitzt, kann ein Versuch zur Einführung der neuen Form gemacht werden. Der in dieser Beziehung von dem neuen Inspektor, Herrn Hibeau, gemachte Antrag wurde von der Kommission genehmigt, und derselbe nach Magdeburg und Alchersleben gesandt. Ungünstige Zufälle machten es ihm unmöglich, alles in Ausführlichkeit zu sehen. Auch erschien es wünschenswert, daß noch ein anderer Schulmann in Berlin mit der Sache durch Selbstanschauung bekannt sei. Darum ging alles nach Wunsch, und ein Hohes Ministerium genehmigte meinen Antrag und erleichterte die Ausführung der Reise mit der

ihm eignen Humanität. Diese verschob sich durch die Hindernisse, die ich oben namhaft gemacht habe, und so bin ich denn, mit dem vorliegenden Plane, bereits auf der Reise. Ich liebe festen, bestimmten Plan, objektive Zwecke. In die Welt hinein reisen, um die Welt zu sehen, es ist nicht meine Sache. Solches gefällt der Jugend, z. B. den Studenten, die in idealer, oft auch träumerischer Richtung, unbekümmert um Gewinn oder Verlust der Zeit, von Ort zu Ort wandern, befriedigt durch das Wandern selbst; oder es gehört ein hoher, freier Standpunkt dazu, wenn man die durch Reisen zu erzielende allgemeine Bildung allein im Auge hat. Ein so freier Standpunkt, eine so freie Stellung wird selten oder nie dem Schulmanne. Ich stehe nicht auf demselben. Will ich mich befriedigt fühlen, so muß ich wissen, warum ich das thue, was ich thue. Selbst Natur- und Kunstgenuß an und für sich, Vergnügen und Amüsement, wie die Leute es nennen, ist mir nicht genug. Ich muß den Nutzen für mein Amt, oder für Körper und Geist einsehen, begreifen, wenn ich zufrieden sein soll. Es ist ein beschränkter Standpunkt, ich sehe es ein, aber er ist ein, dem ernstesten Gange meiner Lebensrichtung entsprechender, notwendiger. Darum fesselt mich jedoch der mir bei dieser Reise vorliegende spezielle Zweck nicht, sondern er dient zu meiner Befriedigung. Ihn werde ich erreichen, selbst wenn ich keinen andern (Neben-) Zweck erreiche, z. B. nichts Merkwürdiges sehen, keine interessanten Bekanntschaften machen, mich selbst leiblich nicht recht erfrischen sollte. Aber engherzig beziehe ich auch nicht alles auf jenen Zweck. Ich will alles, was mir merkwürdig scheint und ohne zu große Schwierigkeit zugänglich ist, sehen, genießen, erleben. Ich betrachte nicht den Tag für verloren, an dem ich nicht Schulsachen durchdacht oder Schuleinrichtungen gesehen habe. Wenn nur der Hauptzweck Hauptsache bleibt! Ohne Absicht bezieht sich doch alles auf die dem Schulmanne eigene Richtung. Wie keiner, so ist dieser am wenigsten ein Universal- oder Normalmensch. Dazu sind die Schulverhältnisse zu enge, enger als gut ist. Nicht leicht entgeht daher einer der Pedanterie. Reisen sind ein heilsames Gegenmittel. Sie lösen die Schulbande, erweitern den Gesichtskreis, wischen den Schulstaub von

dem Spiegel des Geistes, vermindern die Größe des Gesichtswinkels, unter dem der Schulmann seinen Gegenstand, die Wichtigkeit der Sache, betrachtet, stellen ihn aus dem Centrum in die Peripherie oder auf die allgemeine Fläche des Lebens, und machen ihn den übrigen, sorglosen, weniger gebundenen, freier lebenden Menschen gleich. Es ist ein großer Gewinn! Möchte er allen in jedem Jahre zu teil werden! Die Schule würde dadurch an Heiterkeit und Frische unendlich gewinnen.

So sitze ich jetzt, abends 10 Uhr, in Nr. 13 des Hôtel du Nord bei einem deutschen Gastwirt, namens Kühne, und endige daselbst den ersten der Briefe, die ich Dir auf dieser Reise zu schreiben mir vorgenommen habe. Bald sollst Du das weitere hören.

2.

Meine Reise ist eine pädagogische. Ich will Schuleinrichtungen sehen, für meinen Beruf zulernen, an pädagogischer Erfahrung bereichert nach Hause zurückkehren. Ich will aber auch überhaupt mein Leben bereichern, in der Weise, wie es meiner Eigentümlichkeit zusagt. Zu dem Ende brauche ich Dir nur die Reise von Berlin einfach und kurz zu schildern. Daraus geht die Erkenntnis der Art und Weise hervor, wie ich reise, in welcher Richtung mein Geist sich bewegt, welche Dinge ich aufzufassen mich bestrebe.

Auf mehreren Wegen konnte ich den Ort meiner Bestimmung (Eckernförde) erreichen: zu Lande über Hamburg — zur See über Stettin und Kopenhagen, von da über See nach Kiel u. s. w. Ich wählte den letzteren, weil er die meisten neuen Eindrücke zu bringen versprach, und ich Hamburg doch auf der Rückreise berührte. Am 29sten, abends 7 Uhr, stieg ich in Berlin in den Schnellwagen nach Stettin. Die Gesellschaft bestand nebst mir aus sechs Männern verschiedenen Standes. Dennoch oder eben darum entwickelte sich bald ein mannigfaltiges Gespräch über allgemeine Gegenstände leichten Inhaltes. Das erste Interesse für den Menschen hat der Mensch. Ein jeder, mit dem Verhältnisse mich in Berührung setzen, hat darum eine gewisse Merkwürdigkeit für mich. Ich suche seine Eigentümlichkeit aufzufassen und

später, wenn ich etwas von seiner Entwicklung, seinem Stande, seinen Schicksalen erfahre, eine Erklärung zu finden, warum der Mensch so geworden ist, wie er geworden, so weit solches überhaupt oder in einem speziellen Falle möglich ist. Auf Reisen gibt sich der Mensch ganz so, wie er ist. Man pflegt nicht an sich zu halten, sondern sich gehen zu lassen, einmal, um sich der beengenden Last gesellschaftlicher Fesseln zu entledigen, dann, weil man dadurch — versteht sich, innerhalb gewisser Schranken — nicht verstößt gegen Herkommen und Sitte. Auf Reisen knüpfen sich daher leicht Bekanntschaften; sie lösen sich freilich auch eben so schnell und leicht. „Es war,“ sagt man, „eine Postwagen-Bekanntschaft“. Ich trachte daher auf Reisen nach Erweiterung der Menschenkenntnis, je nach der Verschiedenheit der Nationen, Volksstämme, der Stände. Dies ist das erste Reiseinteresse.

Das zweite liegt in der Kenntniss menschlicher Einrichtungen. Dahin gehören Wege, Brücken und Kanäle, Bauart der Wohnungen, der Dörfer und Städte, der Festungen, der Kirchen und Paläste, der öffentlichen Anstalten, der Schnellwagen und Dampfschiffe. Es ist doch zum Theil etwas sehr Merkwürdiges, und noch unsere Väter hätten solches für unmöglich gehalten, daß man sich Mittwoch abends 7 Uhr in Berlin auf den Wagen setzen und Freitags darauf in Kopenhagen zu Mittag speisen kann, ohne auch nur müde zu werden. Es ist doch gewiß sehr merkwürdig, daß man jetzt Schiffe bauet, die sich um Wind und Wetter so gut wie gar nicht kümmern, und dem Winde schnurstracks entgegensegeln. Darum richtet der aufmerksame Reisende auf dieses alles seine Aufmerksamkeit. Es ist erstaunlich, welche Ausbeute man in dieser Hinsicht schon von einer kurzen Reise mit nach Hause bringen kann. Man lernt die Naturkräfte von ihrer praktischen Seite kennen und gerät über den Scharfsinn und die Thätigkeit der Menschen in ein freudiges Erstaunen.

Von höherem Interesse als dieses zweite ist die Natur, die Welt, die große, weite Welt, wie Gott der Herr sie geschaffen hat, und hier liegt für den abgespannten Geist die eigentliche Quelle der Erfrischung und neuen Belebung. Der Menschen und ihres Getreibes kann man recht von Herzen müde werden, in

großen Städten wird man es bei lebhaftem Verkehr unausbleiblich, und ewig nachzusinnen über die Zwecke und Mittel, welche die Menschen durch ihre Einrichtungen erreichen wollen, das hat auch eine Grenze, wo man gerne nachläßt; aber die Natur bleibt ewig neu und ewig jung und frisch. Sie bietet dem kranken Gemüte Labung in Fülle, der Wald und die Wiese, das Gras wie der Baum, der Bach, der Strom und das Meer, die Erde und der Himmel, Sonne, Mond und Sterne. Man hat gesagt, daß man den Schöpfer nicht sehen könne. Dies ist nur ein wahres Wort, wenn man den Begriff sehen ganz äußerlich nimmt. Sonst aber ist nichts falscher als dieses. Ganz in Wahrheit und zwar in tiefer, belebender Wahrheit kann man sagen, daß man den Schöpfer sehe, höre, empfinde. Tritt heraus aus der engen, dumpfen Stadt und betrachte in stiller Sammlung die wallende Saat, empfinde die sanft wehende Luft, wirf einen Blick auf den besternten Himmel und schaue hinaus in das unendliche Meer und dann sage mir, ob es unwahr sei, daß man den Schöpfer sehe, seine Stimme vernehme, seinen Geist empfinde! Wenn es nicht zu materiell klänge, so würde ich sagen: man kann ihn mit Händen greifen. Wer das Werk des Meisters aufzufassen vermag, empfängt damit den Geist des Meisters, d. h. sein Wesen. Die Schöpfung ist ein reiner Spiegel des Schöpfers. Darin liegt die wunderbare innere Heilkraft der Natur, ihr geheimnisvolles Wirken auf kranke Gemüther; das ist der tiefe Grund, warum die Natur die Menschen veredelt und adelt.

Neben dem Reich der Natur steht das Reich der Kunst, verwandt dem zweiten Interesse, das ich namhaft machte, aber doch von ihm verschieden und darüber erhaben wegen der idealen Richtung, die sie erschafft und die sie in dem Beschauenden entwickelt. Ich meine die schöne Kunst, nicht die auf nützliche Dinge hinwirkende, technische. Man kann das breite Gerede über Kunst, Kunstakademien und ähnliches, ja das sich leider oft sehr breit machende Kunstgeschwätz recht von Herzen hassen; aber von der eigentlichen, wahren Kunst kann man nicht zu hoch denken, von ihr, wie sie sich in großartigen Bauwerken und Domen, oder in vollendeten Statuen und Gemälden fund gibt. Wie wenig

Gelegenheit hat man oft daheim bei sich zu Hause, sich in dieser Beziehung zu entwickeln und den Geschmack zu läutern, zu veredeln! Wohl, die Werke der Rede und Dichtkunst kann man auch innerhalb seiner vier Wände genießen; aber den vollen Genuß eines dramatischen Kunstwerks kann man sich allein nicht verschaffen. Dasselbe gilt von den großartigen Schöpfungen in der Welt der Töne. Hier fließen Quellen der reinsten Freuden für die Empfänglichen und Geweckten.

Auch ich richte auf Reisen auf die bezeichneten vier Gegenstände hauptsächlich und in allgemeiner Hinsicht meine Aufmerksamkeit. Gäbe es Gelegenheiten, öffentliche Volkszustände zu beobachten, ich würde sie nicht unbenuzt vorübergehen lassen. Aber mir haben sich bis jetzt diese Gelegenheiten entzogen.

Ich verhalte mich auf Reisen, um die Zwecke der Belebung, Erfrischung und Belehrung zu erreichen, im ruhigen, mehr passiven als aktiven, im aufnehmenden Zustande. Ich lasse auf mich einwirken, ich öffne die Sinne, um Eindrücke aller Art zu empfangen, lasse zu allen Thoren die Welt in mich einziehen und freue mich ihrer Kraft. Es gibt Personen, die es anders halten, es mag für sie gut sein; aber für den Lehrer, meine ich, eignet sich jenes am besten. Von früh bis spät, so lange er unter der Jugend weilt, ist er der schaffende, zeugende, erregende Geist. Seine Thätigkeit ist ein männliches Geschäft. Er weckt die schlafenden Reime, treibt Knospen und Blüten hervor und befruchtet die Reime. Natürlich muß auch ihm die Zeit des Aufnehmens kommen, damit sich die Leere wieder fülle und neue Kraft in ihm gezeitigt werde. Auch der Mann soll in dieser Beziehung eine weibliche Seite in sich entwickeln, sich anregen, bestimmen lassen. Dazu bieten die Reisen die geeignetste Zeit, die willkommenste Gelegenheit.

Manchmal nach einem Tage, an dem des Lehrens recht viel war, oder am Ende einer Woche, eines halben Jahres bin ich mir vorgekommen wie ein ausgeleerter Schlauch oder ein ausgespielter Komödiant.

Mit welcher Begierde habe ich dann am Abend noch einige Seiten eines, lehrreichen Stoff bietenden Buches verschlungen,

oder wie leer und öde habe ich mich gefühlt, wenn ich ohne diese Labung das Bett suchen mußte, welche innere Unruhe, Gewissensbissen gleich, hat mich dann überfallen, und welche Wonne hat eine Reise mir gebracht! Auch dies Mal hat die Natur schon bis hierher mich wunderbar gestärkt, und ich fühle mich schon einen andern Menschen. Nicht ohne Bewegung habe ich die wallenden Saaten betrachtet, nicht ohne geistige Erquickung die herrliche Luft getrunken, und des Daseins, des Gedankens: ein Mensch zu sein, mich gefreut, mich gefreut, daß ich denken kann und empfinden und wollen. Gott ist ein weises, ein gütiges Wesen.

3.

Der Weg von Berlin nach Stettin ist eben, und man sieht nicht einmal Berge. In der Nähe von Schwedt, wo man die Oder erreicht, bemerkt man Hügel, schön bewachsen. Der Boden besteht aus dem bekannten märkischen Sande, den Trümmern eines in unvorstelllicher Zeit zertrümmerten Granitgebirges, dessen festere Geschiebe sich noch auf und in dem Boden als Granitblöcke vorfinden, welche aufgesucht, in Stücke zerflopft und als Pflastersteine benutzt werden. Dieser unglückselige Sand bedeckt einen großen Teil von Norddeutschland. Er ist sehr fein und locker, und man muß dabei ja nicht an Kies denken. Der Wind hebt ihn überall, wo er nicht bepflanzt ist, und bei ausgetrocknetem Erdreich. Er ist also eine Art Flugand. Pflanzenernährende Teile enthält er gar nicht, der Regen dringt überall durch, haftet nicht in ihm, und wenige heiße Tage reichen hin, ihm alle Feuchtigkeit zu rauben. Ein der Vegetation ungünstigerer, schlechterer Boden kann also in der That wohl nur in der Sahara gefunden werden.

Darum erstaunt der Reisende, der solchen Boden nie gesehen hat, wenn er wahrnimmt, was der Fleiß deutscher Landleute aus diesem Boden gemacht hat. Er ist nicht nur fast überall bebaut, sondern er trägt auch mitunter sehr üppig stehende, vortreffliche Getreidearten, namentlich Roggen. Als ich zum erstenmale in den Gärten Berlins aus dem trocknen, gelben und weißen Streusande die saftreichsten Gemüse emporkachsen sah — ein sonderbarer Kontrast zwischen dem Grün der Blätter und der Weiße

des Bodens — konnte ich mein Erstaunen nicht bergen. Eine Stadt wie Berlin mit einigen Hunderttausend Einwohnern liefert eine Unmasse von Dünger; aber auch auf dem Lande zwingt man aus dem unfruchtbaren Boden — unwillkürlich denke ich dabei oft an das Wort Schillers, daß der Mensch dem kargen Himmel die harten Lose abzurufen habe — mehl- und saftreiche Früchte heraus. Aber die Menschen sind auch fleißig, sehr fleißig, leben spärlich, und ein rheinischer oder westfälischer Bauer würde mit ihnen nicht tauschen. Ein solcher würde es gar nicht der Mühe wert erachten, er würde den Boden liegen lassen oder wegziehen. Denn das ist merkwürdig genug: hier denkt kein Mensch ans Auswandern, während aus Westfalen, Thüringen, der Rheinpfalz, Rheinbayern, Württemberg und Franken jährlich Tausende sich über dem atlantischen Ocean eine neue Heimat suchen. Ein sicherer Beweis, daß die Schlechtigkeit des Bodens, die Bedrängnis der Lage den alleinigen Grund der Auswanderung nicht ausmachen, und daß noch andere Ursachen mitwirken. Ich bin jedoch weit entfernt, diese neue Erscheinung als ein Unglück zu betrachten, wünsche vielmehr, daß die Zahl der Auswandernden sich mehre, um ihrer und um der Zurückbleibenden willen. Aber in Norddeutschland scheint wirklich in den Bewohnern mehr der Charakter des Stablen, in Süd- und Westdeutschland mehr der des Veränderlichen vorzuherrschen. Vielleicht rührt daher der Name der Sueven (von schweifen).

Die Menschen sind in Norddeutschland sehr fleißig. Ich habe in Berlin schon oft morgens nach drei die Arbeiter an ihr Werk gehen sehen, und die Zimmerleute in der Nähe meiner Wohnung wecken mich oft zur Unzeit durch die Schläge ihrer fleißig bewegten Äxte. Der Boden zwingt sie, fleißig zu sein. Wer nicht sehr fleißig arbeitet, hat nichts; er darbt oder verhungert. Der Boden gewährt nur ein kärgliches Brot. Nirgends sieht man daher dort Landleute von solcher Frische, Beleihtheit und Wohlhabenheit, wie in der Rheinpfalz, die mit stolzen Rossen vor ihren Leiterwagen zwischen Heidelberg und Mannheim oft der Gegenstand meiner Freude gewesen sind. Die märkischen Landleute sind schmal, ihre Pferde klein und mager. Man sieht

es dem Acker an, daß auf ihm nichts wächst, als das, was man ihm abzwingt. Aus eigener Kraft trägt er nichts. Daher vermißt man auch überall das Unkraut, das in fruchtbaren Gegenden eine wahre Plage des Landmannes ist. In der Mark stehen die Halme auf reinem Boden, schlank und strack, ohne üppige Blätter, dünn und gestreckt. Sie sind nicht von selbst gewachsen, sie sind gemacht.

Wie mit dem Boden, so verhält es sich auch mit den Menschen; auch sie sind gemacht, es sind gemachte Menschen. Viel ist an ihnen nicht von selbst in die Höhe geschossen, sie sind nicht Natur-, sondern Kunstprodukte. Es ist zum Erstaunen, was alles sie aus sich machen, es verdient Anerkennung, manchmal Bewunderung, sie übertreffen in dem Gemachten oft weit die übrigen Deutschen; aber es ist Kunstwerk, das natürliche Behagen, die Fülle fehlt, die anziehende Mannigfaltigkeit und Üppigkeit, die gesunde, frische, freie, wilde Natur. Sie gleichen meist den Früchten ihres Bodens: schlank, fein und dünn, oft mit Ähren voll vortrefflichen Mehles, oft aber auch leere, aufgeschossene Hülzen, ausgetrocknet oder vom Wurme zernagt, selten üppig wuchernd aus dem Boden heraus in Mannigfaltigkeit der Reime und Grundtriebe. Darum fehlet hier den Menschen oft das natürliche Behagen, die gesunde, freie Naturkraft; die Dichter haben die Tiefe des Gemüthes nicht, durch die sich süddeutsche Dichter auszeichnen, wogegen die norddeutschen an Fertigkeit in Metrum und Rhythmus oft alles übertreffen. Was sich machen läßt, das machen sie; aber leider läßt sich nicht alles, ja oft das Beste nicht machen. Machen läßt sich z. B. alle Form, in welcher die Menschen erscheinen: Kleidung, Gang, Manier, Tournaire, Redensarten, gesellige Formen aller Art, Brief- und anderer Stil, Darstellungsweise, Formen der Regierung, Verwaltung, Bureaukratismus, Kontrolle, Schreibwesen, militärische Haltung, Exercitium und tausend andere äußere Dinge. In allen diesen werden die Süddeutschen von den Norddeutschen weit überholt; jene haben dagegen die Tiefe des Gemüths und die Fülle innerer Triebkräfte vor diesen voraus. Im Süden herrscht die Natur, im Norden die Kunst vor. Um das Gesagte wahr zu finden, vergleiche man: den schwäbischen Landmann mit dem

markbrandenburgischen, die Mundart im Sundgau mit der in Pommern, die Dichter Hebel und Uhland mit norddeutschen, den Stil der Münchener Gelehrten-Zeitung mit der Darstellungskunst in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik in Berlin, den Stil Bettinens mit dem der Rahel oder der Stieglitz, oder den des verstorbenen Hauff mit dem kunstreichen des Barnhagen von Ense, allenthalben wird man den Unterschied der Natur und der Kunst, des Natürlichen und des Gemachten, des Gemüthlichen und des Reflektierten, des Ursprünglichen und des Erzeugten wieder finden. Ich will keinen Teil über den andern setzen; den Preis der Thätigkeit nimmt der Norddeutsche voraus, aber es ist keine Frage, auf welche Seite die natürliche Fülle und Zuneigung fällt.

Natürlich zeigt sich dieser durchgreifende Unterschied auch in den Lehrern, wie in den Kindern. In letzteren tritt er weniger hervor, weil das Gemachte der Zeit bedarf und erst mit den Jahren hervortritt. Das süddeutsche Kind ist weniger anschießlich, als das norddeutsche, üppiger, voller, wilder und unbändiger. Die norddeutschen sind gewandter, listiger, pfeffiger. Den natürlichen gesunden Menschenverstand besitzen auch die süddeutschen. Die norddeutschen lassen sich leichter zutugen, abrichten, dressieren, für das Examen und seine mannigfaltigen Forderungen präparieren. Die süddeutschen Lehrer sind einfacher, gerader, natürlicher, gemüthlicher als die norddeutschen; letztere besitzen größere methodische Gewandtheit, sie reflektieren mehr, suchen Gründe auf, arbeiten mit Absicht. Die größten Katecheten waren Norddeutsche. Zungenfertigkeit findet man auch unter den Lehrern Süddeutschlands selten; dagegen spricht mancher norddeutsche Lehrer, auch in den Seminarien, mit der Fertigkeit eines Buches und dadurch seine Schüler — tot.

Den Norddeutschen gefällt es, wenn sie nach dem Süden kommen, außerordentlich, Land und Leute, nicht umgekehrt. Denn überall kehrt der Mensch gern zur Natur und Natürlichkeit zurück. Gern hält sich zwar der Süddeutsche in nordischen Städten einige Wochen auf, aber er fühlt sich nicht behaglich, sondern geniert. Man muß sich an das Norddeutsche erst gewöhnen,

längere Zeit dort verweilen, ehe man ein heimatliches Gefühl spürt, was zum Lebensglück unentbehrlich ist. Die abstrakte Wissenschaft gedeiht am besten im Norden. Dieselbe wird im Süden nie in gleichem Grade florieren. Die Schelling'sche Philosophie fand daselbst hauptsächlich darum viele Anhänger und Verehrer, weil sie Naturphilosophie ist. Der jetzt im Norden herrschenden Philosophie fehlt es im Süden an fruchtbarem Boden. Nur sporadisch wird sie daselbst erscheinen.

4.

In unterhaltenden Gesprächen näherten wir uns Stettin und seiner reizenden Umgebung. Doch zuletzt freute ich mich, daß die Unterhaltung nicht fortgesetzt werden konnte; denn sie nahm einen unerfreulichen Charakter an. Ein Mitreisender erzählte nämlich von öffentlichen, jedoch verstorbenen Charakteren allerhand Geschichten, durch die er, wie er sich ausdrückte, den Unterschied der gewöhnlichen und der höheren Moral auseinander setzen wollte. Die Durchführung des Thema gelang ihm überraschend. Wehe dem Jüngling, dachte ich, der in solche Gesellschaft gerät; noch schlimmer, wenn er gar den Einflüssen eines nach der sogenannten höheren Moral lebenden Vorgesetzten ausgesetzt ist. Wir anderen wollen uns gern mit der plebejischen, sittlichen Moral begnügen. Die die Welt bewegen, mögen zusehen, wie sie es treiben, und daß sie nicht fallen. Ein Unterschied zwischen gemeiner und vornehmer Moral, wie zwischen gemeinen und vornehmen Sitten — er gehört zum Horrenden! Wie sie entsteht, es ist so schwer nicht zu begreifen. An der Spitze des Denksystems eines solchen Mannes steht nicht der Grundsatz des Rechthandelns nach dem allgemeinen Prinzip der Humanität und der Menschenliebe, sondern sein Egoismus oder der seines Herrn: *tel est notre bon plaisir!* Je nach dem Vorteil desselben müssen die Handlungen sich bequemen. Der Zweck heiligt die Mittel. Wohl denen, die solche Unterschiede gar nicht kennen lernen, nicht ahnen! —

Auf der einen Seite Stettins liegt eine schöne Hügelreihe, tiefer nach unten erweitert sich die Oder zu einem bedeutenden See. Ich nahm daselbst einen Platz auf dem Dampfschiffe nach

Kopenhagen, 12 Rthlr., erste Kajüte. Da ich noch eine Stunde Zeit hatte, durchstrich ich die Stadt. Die Nähe einer Kirche rief mir einen inneren Kampf zurück, den ich im Jahre 1825, als ich zum erstenmale in Stettin war, in derselben bestanden hatte. Da er lehrreich für mich gewesen, auch auf manche Erscheinungen der Gegenwart ein Licht wirft, so erlaube, daß ich ihn Dir erzähle.

1824 trug ich dem Hohen Ministerio der Unterrichts-Angelegenheiten in Berlin den Wunsch vor, eine pädagogische Reise machen zu dürfen, und um Erleichterung derselben durch eine Unterstützung in Geld. Ich hatte damals erst einige Seminarien gesehen. Meine Bitte wurde gewährt. Die Reiseroute wurde mir vorgeschrieben: Magdeburg, Berlin, wo ich mich Herrn Beckedorff, der damals am Ruder des Volksschulwesens stand, vorstellen und weitere Winke empfangen sollte. Allerhand Gerüchte über die Glaubensrichtung, Frömmigkeit und übrigen Grundsätze dieses Mannes kamen mir auf der Reise zu Ohren. Ein mir wohlwollender Mann in Berlin, dem ich vom Rheine her bekannt war, riet bei dem Herrn Beckedorff abzustattenden Besuche zu vorsichtiger Abmessung der Äußerungen, und auf ein Examen über Glaubensgrundsätze gefaßt zu sein. Ich kann nicht leugnen, daß ich dadurch in einige Beklommenheit versetzt wurde; denn nichts ist beengender, als die Witterung geheimer Richtung in religiösen Dingen, besonders in Vorgesetzten, deren Meinung unser irdisches Los bestimmen kann. Aber meine Besorgnis bestätigte sich nicht. Herr Beckedorff empfing mich offen und, wie man es zum Ruhme unserer oberen Beamten allgemein auszusagen muß, mit zuvorkommender Humanität. Er lenkte das Gespräch gleich auf meine Reise, sprach von pädagogischen Ansichten im allgemeinen, sehr gewandt, sehr einsichtsvoll, geistreich, und er öffnete mein beschränktes Auge zu einem die ganze Organisation des Schulwesens des preussischen Staates übersehenden Blick. Ich fühlte mich in der erfreulichsten Art geistig und sittlich gehoben. Mit seiner Erlaubnis wiederholte ich noch mehrmals meinen Besuch, der angenehme Eindruck blieb derselbe, belehrt ging ich jedesmal weg, von engherzigem, geheimem Treiben war keine Spur zu finden, und ich schied von diesem

einsichtsvollen, tiefblickenden Manne mit den Gefühlen reiner Hochachtung und Dankbarkeit. Im Geiste erklärte ich die Gerüchte, die über ihn umgingen, und welche Krug späterhin veröffentlichte, für verläumderisch und falsch.

Von Berlin richtete ich meinen Lauf nach Stettin, wo ich einen jungen, zum Lehrer an dem Seminar in Mörs bestimmten Theologen vorläufig kennen lernen sollte. Herr Beckedorff nämlich verwandte jährlich eine namhafte Summe zur Heranziehung von evangelischen Theologen für das Lehramt an Schul-lehrer-Seminarien. Theils wurden sie auf der Universität unterstützt, theils erhielten sie nach zurückgelegtem theologischen Examen Reisegelder, um sich in Seminarien auszubilden und praktisch mitzuhelfen. Die ausführlichen Berichte, die sie über die Anstalten, denen sie zugewiesen waren, an das Ministerium erstatten mußten, setzten Herrn Beckedorff in genaue Kenntniß über den Geist, in dem sie dachten. Welche Gefahr diese Einrichtung der inneren Gewissenhaftigkeit und Wahrheitsliebe bei so entschiedener Richtung, als sie, wie nachher an den Tag kam, in der That in Beckedorff lebte, jungen Männern, die von ihm Beförderung ins Amt erwarteten, bringen mußte, liegt auf der Hand. Es mußte sehr lehrreich sein, die Berichte, die in jenen Jahren abgestattet worden sind, zu lesen und mit der gegenwärtigen Richtung der berichtenden Männer, da Licht und Bahn etwas freier geworden sind, zu vergleichen.

Ein Umstand warf auf dem Wege nach Stettin in die über Beckedorff gewonnene Ansicht einen Zweifel: das unbedingte Lob, das er einem jungen Seminarlehrer spendete, den ich auf meiner Reise bereits als einen beschränkten Lehrer und dunkelnden Mystiker kennen gelernt hatte. In Stettin erhielt ich ein zweites Pröbchen, an dem ich genug hatte.

Schon ehe der Sonntag kam, wurde ich von dem jungen Theologen, an den ich gewiesen war, auf die tief-religiöse Richtung eines Stettiner Predigers und seine Kanzelgaben aufmerksam gemacht, vor dessen Hauch der flache Rationalismus der übrigen verschwinde, wie Märzschnee in den Sonnenstrahlen; dessen Predigt dürfe am Sonntage ja nicht versäumt werden. Ich bat

ihn, mich mitzunehmen, hoffend, dadurch meinen künftigen Kollegen kennen zu lernen und durch ihn über Beckedorffs Richtung mehr Licht zu erhalten. Denn derselbe hielt gerade in religiöser Beziehung auf den jungen Mann große Stücke.

Während eines zweijährigen Aufenthaltes in der Hauptstadt des Wupperthales hatte ich Gelegenheit gehabt, sonntäglich ein Ohrenzeuge zu sein von den Außerordentlichkeiten, die dort von der reformierten Kanzel erschallen. Dieselben sind nun in Deutschland so bekannt, daß ich sie nicht näher zu bezeichnen brauche. Aber das alles wurde doch in Stettin noch weit überboten. Der Geistliche entwarf unter geistigem und sichtbar körperlichem, wahrhaft beängstigendem Ringen ein Gemälde von der Verdorbenheit der Natur des Menschen, schilderte die seiner wartenden ewigen Höllenstrafen, ich kann kurz sagen, mit den Farben eines Dante und Streckfuß, und entwarf von dem blutigen Opfertod des unschuldig erwürgten Lammes ein Gemälde, welches alles, was ich in dieser Hinsicht Schrofes und Haarsträubendes bis dahin gehört hatte, weit hinter sich zurückließ. Eine trübe, dicke Luft lag über der geängstigten Gemeinde; man sah geheime Thränen über gefurchte Wangen fließen; vertrocknete Herzen hörte man ängstlich schlagen, und reuige Sünder, Männer und Frauen, sanken auf die Kniee. Ich konnte ein beengendes, schwer auf mir lastendes Gefühl nicht bemeistern. Denn die Mystik besitzt die ansteckende Kraft der Epilepsie und des Weitzanzes.

Als nun aber der Prediger vollends die Vorbereitung zum heiligen Abendmahl traf, zu dem Ende sich, nicht auf die Stufen, sondern auf die Steine, fern vom Altar, niederwarf und laut rief und schrie und rang; als eine Schar von Männern und Frauen, den höheren Ständen angehörig, gleichfalls auf den Knieen näher heran rutschte: da bemächtigte sich meiner eine unbeschreibliche Angst, es wurde mir schwindlig vor den Augen, die Erde kam mir vor wie eine Höhle voll heruntertropfenden Giftes — ich hatte jedoch glücklicherweise noch Besonnenheit genug, nach dem Hute zu greifen und der Thür zuzueilen, und — siehe da! die freundliche Sonne, das Auge Gottes, stand noch am blauen Himmel, lichte Wolken zogen über den Plan, die liebe

Erde war noch grün, wie sonst, und nur der Irrthum der Menschen, ein grauenvoller Wahn machte sie zu einem Thale der Verfluchung. Ich dankte Gott, daß ich noch gesunde Sinne und muntere Kräfte besaß, bat ihn, mir den Verstand zu erhalten und das von ihm im Menschen angezündete Licht, die Vernunft.

Mir ist keine Erscheinung bekannt, die einen widrigeren Eindruck auf mich machte, als das Knieen eines Mannes, öffentlich vor allem Volk, ohne die außerordentlichste Veranlassung. Es ist ein Widerspruch in sich selbst. Um sich dieses zu veranschaulichen, denke man sich einen auf den Knieen liegenden Sokrates, Platon, Aristides, Alexander, Cäsar, Friedrich den Großen, Napoleon. Diesen Gedanken kann kein vernünftiger Mensch denken; nur ein Wahnsinniger würde einen solchen Anblick aushalten. Ein wahrer Mann und ein auf den Knieen rutschender Sündenknecht mit seiner Wurmdemut sind nicht zu vereinigende, absolute Gegensätze.

Die Furcht, einen jungen Mann oben bezeichneter Art zum Kollegen zu erhalten, dieser bittere Kelch ging an mir vorüber. Ich zitterte vor dem Gedanken, in ihm vielleicht einen Horcher und Späher zu mir heranzuziehen, einen Berichterstatte, der auf Ketzereien Jagd mache, einen Religionslehrer, der in meine frischen und aufstrebenden Seminaristen jenen Sinn zu pflanzen sich bemühen werde. Aber glücklicherweise zog er sich zurück. Er mochte wohl merken, daß ein Kampf im fremden Lande ihm bevorstehe; auch erkaltete sein Eifer, als er erfuhr, wie der Arbeit nicht wenig sei, und wie er mit mir unter den Seminaristen zu wohnen und zu leben habe. Er schrieb an Beckedorff, daß er für die ihm angebotene Stelle in Mörs danke. Niemand war froher denn ich; an seiner Statt erhielt ich nachher den ehrlichen Sachsen, Vorreiter, einen Schüler Knapps.

Was ich auf der Fortsetzung meiner Reise in andern Seminarien erfuhr, bestärkte die Gerüchte, die über Beckedorff umliefen. Doch äußerten sich viele gar nicht darüber, andere nur unter vier Augen, und diese jederzeit mit Besorgnis vor der Zukunft.

Die Meinung, daß Beckedorff heimlich Katholik sei, fing an zu entstehen, und daß er mit dem Plane umgehe, sich in den von ihm abhängigen Seminarlehrern ein Corps zu bilden, durch das er in religiöser Hinsicht einflußreich auf das Volk einwirken

könne. Ich habe dieses nie geglaubt. Aber, leider! kann ich es nicht mit derselben Entschiedenheit behaupten, daß ihm dieses in keinem Stücke gelungen wäre. Die Abhängigkeit der Beamten, der Servilismus der Menschen, der Mangel fester, sittlich-vernünftiger Bildung sind dazu zu groß. Mußte man es doch damals erleben, daß in so wenigen Jahren, während welcher Beckedorff regierte, in manche Seminarien ein Geist gedrungen war, den man früher gar nicht gekannt hatte, und der, Gott sei Dank! auch seitdem rein wieder verschwunden ist. Lehrer änderten ihre Grundsätze, segelten mit dem herrschenden Winde, den sie rochen, sprachen über unschuldige Freuden, die sie selbst bis dahin genossen hatten, das Verdammungsurteil aus, verbreiteten mit geschäftiger Hand pietistische Traktätchen mancherlei Art, beschränkten den Religionsunterricht der künftigen Volksschullehrer auf die Lehren von der absoluten Verdorbenheit der Menschennatur, von der Genugthuung und der stellvertretenden Gnade, perhorreszierten die Moral als die dem wahren Geiste des Christentums widersprechende heidnische Weltweisheit, und wie der Inhalt dieser Geistesbeschränktheit und ungeheueren Verdrehung der Christus-Religion weiter heißet. Aber, siehe da! der ganze Spuk verschwand bald. — Ein Proßchen von der Selbständigkeit abhängiger, unfreier Männer, auch mancher Lehrer.

Durch dieses alles will ich auf den genannten Mann keinen Stein werfen. Ich erzähle Erlebtes, Thatfachen, deren Erinnerung nach dem Gesetze der Ideen-Association, der Verknüpfung der Vorstellungen durch den Raum, die Kirche in Stettin mir lebhaft wieder vergegenwärtigte. In religiösen Dingen hat es jeder mit seinem Gewissen zu thun. Daß ich aber Herrn Beckedorff wegen seiner hohen Ansichten über die Organisation des Schulwesens eines Staates sehr hoch achte und seine unleugbar großen, ja außerordentlichen Verdienste um das preußische Volksschulwesen dankbar verehere, das habe ich schon bei mehreren Gelegenheiten ausgesprochen und werde es nie verleugnen.

---

Um 12 Uhr mittags lichtete das Dampfschiff Maria, Kapitän Lous, ein Normann, ein äußerst feiner, gegen jedermann gefälliger Seemann, die Anker. Die Oder fließt zur Seite einer schönen

Hügelreihe zur linken Hand, rechts hin erstrecken sich fruchtbare Wiesen, auf welchen man mit der Heuernte beschäftigt war.

Die Gesellschaft war klein, etwa zehn Personen in der ersten Kajüte, die in zwei Teile geteilt ist, der eine für die Männer, der andere abgesondert für die Damen.

Der Wind strich aus Norden, also der Fahrt entgegen. Die Segel konnten daher nicht aufgezo-gen werden. Auf dem frischen Haß war das Wasser unruhig. Bei einigen Damen zeigten sich die Vorboten der Seefrankheit: Blässe und Unruhe. Um 4 Uhr legte das Schiff bei dem Seebade Swinemünde an. Die Häuser sind reinlich und nett, und man lebt hier in ländlicher Abgeschiedenheit und Stille. Die Zahl der Badenden war noch sehr gering, ein Unglück für einen solchen Ort, der seine Einnahme in Zeit von zwei Monaten machen muß. Einem solchen geht es, wenn die Badegäste ausbleiben, wie einem Dorfe, dessen Bewohner vom Heringsfange leben, und die Heringe, was zuweilen geschieht, ausbleiben. An dem Landungsplatze versammelten sich viele Hausbesitzer, um an die erwarteten Gäste ihre Wohnungen zu vermieten. Aber es waren nur vier Badegäste auf dem Schiffe. Die Leute dauerten uns.

Nach einer halben Stunde ging es in die See. Es ist ein herrliches Vergnügen, mit dem Reisen auf dem Lande nicht zu vergleichen. Welche köstliche, auflösende balsamische Luft, welcher Grund, sanft meergrün und rein wie Kry-stall, was für ein Himmel! Man fühlt auf einem Dampf-schiffe, das sich um Wind und Wellen nicht kümmert, die menschliche Intelligenz, die die Natur beherrscht, und man sieht mit stillem Entzücken den berechneten Bewegungen der Maschine und der Sicherheit des Laufes zu. Hat man keine Furcht, und beobachtet man einige Vorsichtsmaßregeln, so bleibt man auch von der Seefrankheit verschont. Wir waren aber noch nicht eine Viertelstunde auf offener See, als alle Damen sich seefrank in ihre Kajüte verkrochen und erst am andern Tage, nachmittags 4 Uhr, als wir in Kopenhagen landeten, wieder hervorkamen, alle blaß und elend, so daß man sie führen mußte. Wir Männer hielten uns frisch, saßen auf dem Verdeck oder gingen umher und ergözten uns an dem großartigen Schauspiel.

Die Nacht war göttlich schön: reinster Himmel, milder Wind, heller Mondschein. Es gewährt einen der reizendsten Anblicke, die man haben kann, die Silberstreifen, die das Mondlicht auf der Meeresfläche bildet, zu beobachten. Seelandschaftsmaler wissen dies auch sehr gut. Es gehört aber eine große Geschicklichkeit dazu, diese Erscheinung täuschend zu treffen. Es war so hell, daß wir um 1 Uhr die Nordspitze Rügens, Arcona, deutlich erblickten und mehrere Leuchttürme. In der Morgendämmerung zeigten sich die Kreidefelsen der dänischen Insel Moehn zur Linken, später die Küste von Seeland, anfangs freideweiß, dann bewachsen, nachher sahen wir auch die Küsten schwedischer Inseln zur Rechten, endlich die schwedische Küste selbst. Eine Menge von Schiffen begegnete uns, die größtenteils luvierend und kreuzend dem Sund zu steuerten, alle aber von dem Dampfschiffe überflügelt wurden. Die weißen Segel eines solchen Schiffes, auch Schmetterlingsflügeln zu vergleichen, kommen mir immer wie die Phantasie vor, die den Menschen, trotz des Ballastes seines Lebens, über die Erde erhebt und ihn kühn in die Ferne treibt, wo sie ihm eine schöne Zukunft verheißt, gleich einem glücklichen Eilande, nach dem sich die Seereisenden sehnen. Nachmittags 4 Uhr gingen wir hier vor Anker, so daß wir in 45 Stunden von Berlin Kopenhagen erreicht hatten. Die nötige Zeit zum Reisen hat daher jetzt jeder, selbst zu mehr als kleinen Reisen, bei der Schnelligkeit, mit der man reiset, wenn nur der nervus rerum nicht fehlt. Der Wirt des Hôtel du Nord äußerte auch nach einigen Minuten der Unterhaltung mit ihm: „Geld ist die Lösung“. Ist dies überhaupt keine Lösung, so wird er auch mich von einigem erlösen. Das wird sich alles zuletzt schon finden. Darum keine schweren Gedanken!

5.

Ein reicher Tag! Du sollst einen Nachklang, wenn auch einen schwachen, davon verspüren.

Ich hatte mir vorgenommen, heute von früh an die Kirchen zu besuchen und endlich um 10 Uhr eine deutsche Predigt in einer der den hiesigen deutschen Gemeinden gehörenden Kirchen zu

hören. Da ich aber aus den Äußerungen des Wirtes und des Lohnbedienten schließen mußte, daß sie nicht viel Sehenswerthes enthalten, so zog ich es vor, mir nicht durch ein Mancherlei die ruhige Stimmung zu rauben und die Bedingung der stillen Erbauung zu erhalten. Ich blieb deshalb bis 9 Uhr zu Hause und ging nun zur Petrikirche. Nichts bemerkte ich von einer stillen Feier des Sonntages; die Kaufläden waren alle geöffnet, die Waren hingen flatternd vor den Thüren, Handwerksleute saßen arbeitend an den Fenstern, und Frauenzimmer waren nicht nur mit Stricken, sondern auch mit Nähen, also mit ernster Arbeit beschäftigt. Dieser Ruhm ist für die Stadt nicht sehr fein. Ich kam noch eine ganze Stunde zu früh, was mir zwar nicht lieb, aber doch lieber war, als wenn ich zu spät gekommen wäre. Eine fremde Kirche muß man vor allen anderen besuchen, damit man den Eindruck des Gebäudes still empfangen und die Haltung der Gemeinde bei dem Eintritt, was zum Charakteristischen derselben gehört, aus dem sich viel schließen läßt, beobachten könne. Ich trat daher auf eine halbe Stunde in die nahe Frühpredigt-Kirche, ein ganz neues, innerlich sehr sauberes, ansprechendes Gebäude, dessen Schiff auf zwei Reihen weißer Säulen ruht, zu deren Füßen die Apostel in kolossalen Statuen prangen. Das Ganze macht einen sehr angenehmen, ernsten Eindruck.

Ehe die Stunde abgelaufen war, ging ich zur Petrikirche zurück. Denn wenn man auch in den Kirchen auf niemand wartet, so muß man sich das Nicht-warten-lassen doch so streng zum Gesetz gemacht haben, daß man auch den lieben Gott nicht einmal warten läßt. Es gibt nichts Peinigenderes, als stille sein und warten. Damit könnte man mich töten. Mit Grausen habe ich daher oft daran gedacht, was Napoleon durch die Stille, zu der er auf jenem Felsen verdammt war (und nach welchem Leben! — welcher Geist!), welche Hölle voll der schrecklichsten Qualen — ich bewundere ihn — sechs ganze Jahre ausgehalten hat. Kein Wunder, daß er am Magenkrebs, oder vielmehr Herzkrebs — denn am Herzen nagen solche Höllenqualen — endlich starb. Aber daß er erst nach sechs Ewigkeiten gemagenkrebsjet wurde, das ist auch ein Beweis der Außerordentlichkeit dieses Mannes.

Es war noch niemand in der Petrikirche, als der Küster. Sie ist ein altes, giebeliges, kreuzförmiges Gebäude, ohne Schönheit. Der Fußboden ist mit Teppichen belegt. Das sollte man überall, nicht bloß wegen der Wärme, sondern auch wegen der Stille nachahmen. Man hört nicht, wenn jemand kommt, und schon dadurch entsteht die stille Einklehr bei sich selbst. Die Nachwelt wird es nicht zu fassen vermögen, daß wir unsere Schauspielhäuser heizen, damit die Zuschauer sich nicht erkälten und behaglich dazusetzen, während wir die Kirchen, zu denen vorzugsweise die Armen, oft nur halb Bedeckten, die Unglücklichen und die Alten, Schwachen und Frierenden eingeladen sind, zu Orten machen, in welchen im Winter der Gesundeste in Gefahr gerät, zu erkranken. Es ist ein merkwürdiger, lehrreicher Gegensatz, wenn wir anders — zu belehren sind.

Ich habe mich recht erbaut in der Petrikirche, darum bin ich so redselig. Aber ich will es doch kurz machen.

Die Gemeinde hat mich nicht erbaut, denn es waren sehr wenig Menschen darin, vielleicht nicht hundert. Den Gesang hörte man kaum, und ohne die Knaben auf der Orgel hätte man nichts als diese gehört. Der Organist spielte auch meist zu stark; nur bei den Übergängen erbaute sein sanftes Spiel. Aber die Predigt hat mich erbaut.

Zuerst wurde ein Lied von sieben Strophen gesungen. Dann trat der Prediger vor den Altar, auf dem zwei Kerzen brannten, ohne Kreuzifix. Ein junger Mann, mit Vaternördern (man verzeihe den Ausdruck — aber man sollte ihn verbannen!) und einer weißen Halskrause angethan. Er sprach ein kurzes Dankgebet, das gereimt endigte. Dann wurden zwei Strophen eines neuen Liedes gesungen. Während dieses Gesanges kehrte der Prediger dem Altar das Angesicht, der Gemeinde den Rücken zu. Warum, weiß ich nicht. Dann las er das Sonntags-Evangelium am 3. Sonntag nach Trinitatis, in dem Petrus nach einem erfreulichen reichen Fischzuge die Versicherung empfängt: „Von nun an sollst du Menschen fahen!“ Der Geistliche las mit richtiger Betonung und mit angenehmem Organe. Nun wurden wieder fünf Strophen eines dritten Liedes gesungen. Dasselbe, nicht

sehr zusagenden Inhaltes, ermüdete mich. Ich sah daher in-  
zwischen, um nicht abgespannt zu werden und zu ermatten, die  
Einrichtung des Gesangbuches nach. Es enthält sehr kräftige  
Lieder, die den Normann ansprechen müssen. 3. B. Lied 769:

(Er kann bewahren:)

In seinen Donnern, in den Angewittern,  
Vor denen selbst der Welten Säulen zittern,  
Und da, wo, Bergen gleich, empörte Wellen  
Zum Himmel steigen.

Sei alles Sturm und Aufruhr und Getümmel,  
Er schuf das Meer, den Erdkreis und den Himmel.  
Was er gebot im Himmel und auf Erden,  
Das muß auch werden.

Anbetung sei ihm! Auch in Oceanen  
Bahnt Menschen seine Güte sichere Bahnen.  
Frohlockt, frohlocket ihm! Dem Herrn der Meere  
Sei Preis und Ehre!

Inzwischen hatte der Prediger die Kanzel bestiegen. Kurzes  
Vorwort! Dann wieder gesungen, drei Strophen. Am Schluß  
der Predigt noch zwei Strophen gesungen. Summa 19 Strophen,  
im Durchschnitt sechszeilig, macht 114 Zeilen. Das hält auch  
die der Erbauung am meisten bedürfende Seele nicht aus. Wie  
zu allem, was gut werden soll, zwar Zeit gehört, also auch zu  
Andacht und Erbauung und Nachdenken über sich selbst und seine  
Bestimmung und sein Beginnen und seine Stellung im Leben,  
weshalb ein Gottesdienst allerdings nicht abgehalten werden darf,  
wie eine Wachtparade; aber zu viel ist zu viel.

Nun kommt endlich das Beste, das ganz Gute, die herrliche  
Predigt. Es that mir in der Seele weh, daß nicht Tausende,  
auch aus Deutschland, sie hörten. Diese einfach-klare, eindring-  
lich-tiefe, gehaltvoll-reiche Predigt, wie stach sie ab gegen die  
Reden neumodisch-altmodischer anderer protestantischer Prediger  
der heutigen Zeit in dem lieben Deutschland, mit ihren bom-  
bastisch geschraubten, oberflächlich-leeren, mystisch-dunklen, einfachen  
Naturförm verkehrten Redensarten, die, nicht an die klugen  
alten, klaren, sondern an die neumodisch-pharisäischen neuen  
Jesuiten, die Vigorianer, erinnern, vielleicht sie überbieten — an  
Unnatur und salbungsvollem Unsinn!

Der einfache Mann sprach über einen Gegenstand aus der angefeindeten, fast verpönten, oft sogar verhöhten Moral: Die Liebe verbittert sich nicht, und er führte sein Thema durch die drei Sätze durch: sie thut wehe, aber nicht mit Zorn; sie thut wehe, aber nicht mit Hohn; sie thut wehe, aber ohne Grausamkeit (ohne Härte, wäre besser gewesen). Voll schöner Gedanken, aus dem Leben gegriffen, auf das Leben angewandt, in einfach eindringlicher Art. —

Auf dem Wege nach Hause kam ich vor der Hauptwache vorbei. Um eine Militärmusik hatten sich wenigstens zehnmal so viele Menschen, als in der Petrikirche waren, versammelt. Es war Rossinische Opernmusik, wie anderwärts. —

Am Nachmittage genoß ich ein Naturfest. Folglich war der Tag gewiß reich.

Zwei Stunden nordwärts von Kopenhagen, an dem Ufer der Ostsee, liegt ein Wald, der Tiergarten genannt. In demselben befindet sich ein Wiesengrund und ein waldumgrenzter Raum von bedeutender Flächengröße. Auf demselben werden zu Johanni jedes Jahres Buden und Zelte aufgeschlagen und alle die Einrichtungen getroffen, welche den Aufenthalt für eine gemischte Menge von Menschen unterhaltend und anziehend machen. Täglich, bis zum 14. Juli, strömen daher viele dorthin, besonders an den Sonntagen. Da sich heute das Wetter zu halten schien, so vermutete man daselbst eine große Zahl. Dieses Winkes bedurfte es nur, um den Weg dahin zu nehmen. Ein Volksfest ist etwas zu Schönes und zu Seltenes, als daß man es ungenüßt vorübergehen lassen könnte, besonders in einem fremden Lande. Es ist etwas Anderes als eine Wachtparade, oder ein Pferderennen, oder eine Tierchau.

Gegen 2 Uhr brach ich zum Österthore auf, verschmähend, mit einer Gesellschaft aus dem Hôtel du Nord abgesondert zu fahren, um mich mit Andern, wie der Zufall es bringen möchte, auf einen Wagen zu setzen, die in Unzahl vor dem Thore hielten: 24 Schilling, etwa 6 Sgr., die Person. Ich kam mit schmuckgekleideten Landleuten zusammen, gerade wie ich es wünschte. Leider konnte ich nicht mit ihnen sprechen. Aber ich hatte meine

Freude an ihrem Aussehen, ihrer Tracht. Schon gleich beim Eintritt in Kopenhagen war mir die Schönheit des Menschen-  
schlages aufgefallen, aber alles, was ich in den vergangenen  
Tagen gesehen hatte, wurde heute übertroffen. Nie habe ich so  
viele gutgekleidete, männlichkräftige Männer, nie so viele  
hübschgekleidete, anziehende Frauengesichter, *nota bene* aus dem  
Volke, gesehen, echt deutsche, echt germanische Gestalten und Züge.  
In allem Ernste, ohne alle Übertreibung, ohne Phantasie. Die  
Frauen sind eher klein als groß, aber die Männer sind groß.  
Beide haben ein starkes Knochengerüst und breite Schultern, die  
Männer sind zum Teil wahrhaft kolossal. Die Augen beider  
Geschlechter meist blau, selten schön himmelblau, mehr graublau,  
sanften Ausdruckes, nicht hervorstehend und nicht stechend, recht  
anziehend, Gutmütigkeit verratend; die Nasen von mittelmäßiger  
Größe, meist gerade, in der Regel mit einer leichten Biegung  
nach innen, etwas starke Lippen, gerötet, wie bei allen Gesunden,  
das Haar braun, fast nie schwarz, sehr häufig blond, besonders  
bei den Frauen, und dann ins Gelbliche oder Rötlichgelbe über-  
gehend. Dabei zeichnete sich eine Menge Frauen durch eine Haut-  
weiße und einen Teint aus, um den manche Prinzessin ihr ganzes  
Geschmeide hergeben würde. Ich bin sonst auf dergleichen Dinge  
nicht sehr aufmerksam, aber wenn ich dieses hier nicht bemerkt  
hätte, ich wäre mit Blindheit geschlagen gewesen. Daneben  
hatten die Frauen meist auch noch einen echt germanischen  
Zug: etwas zurückgezogene Oberlippe, so daß die Ober-  
zähne sichtbar waren, wenigstens beim Sprechen sichtbar wurden.  
Ich schließe daraus, wie aus andern untrüglichen Zeichen: die  
Dänen sind einer der am reinsten gebliebenen, ungemischten ger-  
manischen Stämme. Unter ihnen findet man die Typen und die  
Normalmenschen, die Tacitus beschrieben hat. Das gewährt  
eine reine Freude.

Die Kleidung der Männer — ich rede nur vom Volke, denn  
die Vornehmen gleichen sich allenthalben, und jetzt findet man  
von Brixen bis zum Öresund, und von Saarlouis bis Tilsit  
zum Beispiel die Ärmel-Ungeheuer; denn was Mode ist, finden  
diese „Gebildeten“ geschmackvoll — also die Kleidung der Männer

zeigt, wie sie soll, die Gestalt, und läßt den Gliedern freien Spielraum, und sie deutet Wohlstand an; Jacken und lange Beinkleider von blauem Tuche, mit buntem Halstuche und dito Weste; die Frauen erschienen, ihrem Geschlechte entsprechend, in bunten Gewändern, einige — ohne Zweifel die untersten, etwa die Meister-Mägde, wie es Meister-Knechte, auch Groß-Knechte genannt, gibt — so bunt wie die Schmetterlinge, vom Kopfe bis zu den Zehen, die übrigen meist in Grün und Rot. Besonders reich ist der Kopfschmuck: weiße Spitzen, hinten von schwarzem Sammet, mit Gold- und Silberstickerei, darüber in der Quere noch ein Gold- oder Silberstreifen, und bei den Stattlichsten darüber noch ein durchsichtiger Spitzen Schleier, der oben, zum nachahmungswerten Unterschiede, nicht über das Gesicht, sondern über den Hinterkopf hinaus hing. Es war eine Pracht, diese wohlgekleideten, frischwangigen, nichts weniger als steifen, vielmehr gelenkigen, heiteren und glücklichen Menschen zu sehen; Tausende im buntesten Gemisch, mitten im Hochwalde, beschäftigt mit den mannigfaltigsten Ergötzlichkeiten und Spielen, die nur den einfachen, schlichten Menschen des Volkes ergözen. Regelspiele nach verschiedenen Manieren, die, wie die Zeitungen berichten, auch schon die deutschen Pflanzler am Missouri und Arkansas spielen, Ball- und Vögelspiele — Karussell, so geschmackvoll und grandios, wie es in den Hauptstädten Deutschlands, das vor dem Brandenburger Thore in Berlin nicht ausgenommen, nicht gesehen wird, hier nämlich Pferde mit Drachenschwänzen und in sphinxartigen Gestalten, halbkugelförmige Chaisens dazwischen, in welchen ganze Gesellschaften von Erwachsenen saßen, mit grünen und roten Flaggen geziert, dazu Blasinstrumente, also mehr als ein Leierkasten, die natürlich an andern Orten auch nicht fehlten — Schaukeln in Kutschengestalt, als zierliche Schiffe, von zwei herkulischen Männern himmelhoch bewegt und mit Männern und Frauen gefüllt — Affen- und Hundekomödien — Bajazzos der mannigfaltigsten Art — Tyroler, die bei ihren Gesängen Komödie spielten — Guck- und Leierkasten eine Unzahl. An zweien Stellen (die Vergnügungen für die vornehme Welt: Marionettenspiel, Seiltänzer 2c. zähle ich nicht auf) war

das Gedränge immer besonders stark, und nur mit Mühe konnte man sich einen Platz erkämpfen. (Doch habe ich nirgends gemeines Drängen und Stoßen und Schreien, wie da, wo Pöbel versammelt ist, überhaupt auch keine Spur von verlegendem Äußeren oder Gemeinem gesehen, nur heitere Lust.) Kenner des Volks werden zum voraus wissen, was es da zu schauen gegeben hat. Erstens Policinellis, stattlich gekleidet, Männer und Frauen, deren Spiel, wie bekannt, mit tüchtigen Hieben, die der eine oder der andere Teil oder ein dritter empfängt, endigen muß. Zweitens eine grauenvolle Mordgeschichte, auf Leinwand stationenweise gemalt, mit Stentorstimme erklärt und anschaulich gemacht, oder dramatisch abgesungen, von einem Leierkasten accompagniert. Alles war hier in feltner Menge und wahrhaft zur Kunst gesteigert. Denn an vier Stellen wurden Mordgeschichten aufgeführt, die alle mit einer glänzenden Hinrichtung endigten. War eine einmal aufgeführt, so wurde sie zum zweitenmal aufgeführt. Der eine zeigt eine sechsfache Mordgeschichte, der andere eine zehnfache, der dritte eine zwölffache Vergiftung, der vierte Mord und Brand. Die Erzählungen, die gedruckt zu haben waren, gingen reißend ab.

Eine anständigere, bunter gestaltete, heiterere, glücklichere und schönere Volksmasse habe ich nie gesehen. Ich habe eine Freude eigner Art empfunden, und ich könnte die Menschen beneiden, die dieses Natur-Volksfest oft feiern können.

Auf diesen reichen, glücklichen Inseln wohnen Naturmenschen. Ihr Geschäft ist die Bearbeitung eines dankbaren Bodens, die See liefert ihnen Schätze mancherlei Art, sie leben unter einer milden Regierung, die ihnen bestimmte Rechte eingeräumt hat, und sie stammen ab von einem der begabtesten, edelsten Völker der Erde, den Germanen, deren Naturkraft sich bis zum heutigen Tage bewährt hat. Gott erhalte dir, glückliches Volk dieser Inseln, deine Eigenschaften, deine Vorzüge, deine Reinheit und deine Treue! Von den Dänen und Normannen erzählt man nicht Tügelwelcher Tücke, sondern nur von Tapferkeit, Biederkeit und Kraft.

Ihnen braucht man nicht zuzurufen, der Natur treu zu bleiben oder zu ihr zurückzukehren. Sie leben in der Natur und eine

gesunde Natur in ihnen. Ohnedies ist es auch ein eitles, tolles Wort, die Forderung: zur Natur zurückzukehren, an Menschen gerichtet, die sich nie mit der Natur beschäftigen, weil das, was Natur genannt zu werden verdient, bei ihnen nicht zu finden ist, oder weil sie vergraben sind in die engen Gassen großer Städte. Ist es wohl ein Wunder, daß daselbst so viele naturwidrige Erscheinungen zu Tage kommen, und das ganze Leben endlich so verzerrt ist, daß die Gelehrten beweisen, das Naturwidrigste sei eine höhere Natürlichkeit, wovon ich ein erbauliches Probbchen zu erzählen weiß. —

Um den reichen Genuß des Tages noch in Stille zu verarbeiten, setzte ich mich gegen 7 Uhr nicht auf einen der Tausende von Wagen, die in dem Walde unter den Bäumen bereit standen, sondern ich ging, dem Strande der ruhigen Ostsee entlang, einsam nach Hause, mich labend an der unendlichen Fläche zur Linken, den reichen Saatsfeldern und heiteren Landhäusern zur Rechten, mit Wonne betrachtend die vielen weißen Segel auf der Salzflut, und die Bläue des Himmels des Gottes, der seine Welt und seine Menschen geschaffen hat zu seiner Ehre.

6.

Heute habe ich meine Anschauungen auf mehrfache Weise und ansehnlich bereichert. Zuerst ging ich mit zwei Engländern in die Säle, in welchen die nordischen Altertümer aus Dänemark, Norwegen und Schweden aufgestellt sind. Sie zerfallen in 2 Abteilungen: a) in solche, die aus der Zeit vor Christi Geburt stammen; b) in die nach derselben. Jene, als die älteren, sind bei weitem die merkwürdigsten. Für Erwachsene haben sie dasjelbe Interesse, welches Robinson in technischer Beziehung für die Jugend hat: man erkennt anschaulich die ersten Anfänge in der Verfertigung der notwendigsten Werkzeuge vor zwei und mehr Jahrtausenden, ehe man in den genannten Ländern mit den Metallen bekannt war. Man verfertigte die notwendigsten Geräte: Messer, Sägen, Hämmer, Meißel und Äxte aus Steinen, die man mit Sand auf den härtesten abrieb. Das Kupfer war späterhin hier im Norden weniger kostbar als das Eisen; denn

man füllte die Eisenärte mit Kupfer aus oder vereiserte das Kupfer. Dieses und ähnliches ist merkwürdig zu sehen. — In der Sammlung aus der christlichen Zeit interessierten mich am meisten die in Holz eingeschnittenen Kalender, auf welchen Symbole die christlichen Feste bezeichnen.

In noch weit höherem Grade reizten mich die Anschauungen anderer Art, aus der neuesten Zeit, die ins Ungeheure gehen, ich meine die Flotte und was damit zusammenhängt: die Schiffswerften, das See-Arsenal u. s. w. Nur auf unmittelbaren Befehl des Königs wird der Reisende zugelassen. Der preußische Geschäftsträger, Herr Baron v. Schleunig, hatte die Freundlichkeit, für mich diesen Befehl auszuwirken. Es wurde ein Seeoffizier kommandiert, mir alles zu zeigen. Derselbe erwartete mich 9 Uhr morgens in der sogenannten Zollbude am Eingang des Hafens. Seine Kleidung glich der der preußischen Polizeikommissarien. Obgleich er nur wenig Deutsch sprach, so ging die Konversation doch ganz gut von statten, meist französisch, was er geläufiger sprach als ich. Man war mit dem Bau eines Linienschiffes von 100 Kanonen und mehrerer kleinerer Kriegsschiffe beschäftigt. Das Balkenwerk war bereits zusammengeknüpft, und man konnte schon in dem Gerippe herumgehen. Was für Balken, was für Knochen hatte das Ungeheuer! Ein Wald von Bäumen war hier zusammengefügt. Von jenen ärmlichen Anfängen der Technik bis zum Riesenbau eines Linienschiffs — welcher Abstand, welche Extreme! Konnten jene altnordischen Helden solches ahnen? Unmöglich. Möglich aber, daß unsere Nachkommen nach 2—3 Jahrtausenden ebenso von uns sprechen werden. Wir wollen es ihnen gönnen. Denn die Aussicht zu einer fortschreitenden Vervollkommenung ist anziehend und reizend. Zu diesem Fortschritt wird gehören, daß man dann den Reisenden keine Kriegsflotte mehr zeigen wird, weil es keine mehr gibt. Kriegsschiffe gehören der Zeit der Barbarei an. Hat diese ganz ihre Endschafft erreicht, so wird kein Krieg mehr möglich sein, und man wird nicht nur, wie im hiesigen Hafen, die Kriegsschiffe abtakeln, sondern sie abschaffen, höchstens eins, der Kuriosität wegen, in einer „Sammlung aus den Zeiten der Barbarei“

aufstellen. Aber in Erstaunen setzen die riesenmäßigen, ungeheuren Bedürfnisse und Appertinenzien eines einzigen Linienschiffes. Dänemark besitzt deren sechs. Was mag nicht bloß deren Erbauung, sondern ihre Unterhaltung kosten! — Man kann sich der Behmut nicht enthalten, wenn man bedenkt, wie wenig diese ungeheuren Summen zur wahren Kultur des dänischen Volkes beitragen, und es eröffnet sich einem fein wohlthuender Blick in die gesellschaftlichen Zustände, wenn man bedenkt, daß auch auf diesen Inseln viele Menschen um Brot und Kleidung verlegen sind, und nicht wenig Ortschaften aller Schulen entbehren. Wir lassen daher allerdings noch einiges für unsere Nachkommen zu thun übrig. Und gewiß werden sie einen andern Zeitpunkt als wir für das Ende des Mittelalters festsetzen.

Ohne mich weiter in Beschreibung und Aufzählung einzelner Dinge einzulassen, will ich noch zwei pädagogische Bemerkungen, die sich mir heute sehr lebhaft aufdrängten, niederschreiben.

Gerätschaften, Waffen, Maschinen, überhaupt technologische, technische Gegenstände sind die passendsten Mittel zu eigentlichen Verstandesübungen.

Es ist ganz zweckmäßig, die ersten Anschauungs- und Sprachübungen hauptsächlich an Naturgegenständen oder den einfachen mathematischen Körpern vorzunehmen.

Aber zu den eigentlichen Verstandesübungen reichen sie nicht hin, sind sie nicht einmal recht passend. Man kann nämlich an ihnen nur angeben, was ist, welche sinnlichen Merkmale die Gegenstände haben; aber die Fragen wozu und warum bleiben unbeantwortet. Das wozu erkennen wir noch zuweilen, auf das warum weiß aber selbst der Gelehrte selten zu antworten. Warum hat die Pflanze eine Wurzel? es ist eine unnütze, wenn nicht gar eine vor- oder überwitzige Frage. Aber diese und ähnliche Fragen drängen sich dem Knaben, wenn sein Verstand erwacht, mit unwiderstehlicher Gewalt auf, und ein der Anlage nach energischer verlangt ihre Befriedigung. Darum sollte man ihn in ein Gebiet führen, wo die Begriffe: Mittel und Zweck, Ursache und Wirkung, auf welche eben die genannten Fragen hingerichtet sind, vorherrschen. Solches ist an den, zu Anfang

dieser Bemerkung genannten Gegenständen der Fall. Zeige ich dem Knaben z. B. eine Maschine, ein einfaches Schiff (ein Modell), so daß er alle Teile genau wahrnehmen kann, so wird seinem Anschauungsvermögen und seinem Verstande die vollkommenste Befriedigung gewährt. Er faßt den Zweck des Schiffes auf und bemißt darnach die Zweckmäßigkeit der Einrichtung desselben, er beurteilt die angewandten Mittel und erkennt diese wieder als die Ursachen zur Erreichung der Wirkungen, die vor der Erbauung des Schiffes als Zweck gedacht wurden. Das erste, was gedacht wird, ist der zu erreichende Zweck. Dadurch wird die Erbauung eines Schiffes beabsichtigt. Nachdenken über die Erreichung des Zwecks und Kenntniß der Umstände führen auf die Mittel. Meist muß unter den verschiedenen eine Wahl getroffen werden, also eine überlegende Beurteilung stattfinden, und sämtliche Umstände erwogen werden. Die herbeigeschafften Mittel werden dann in ihrer Anwendung zu Ursachen, und die beabsichtigten Zwecke erscheinen in deren Gefolge als Wirkungen. In solcher Weise wird der Lernende durch das vorliegende Interesse bewogen, die wichtigen Begriffe: Zweck, Absicht, Mittel, Ursache, Wirkung u. dgl. m. an konkreten Beispielen in ihrer gegenseitigen Beziehung und Wechselwirkung zu durchdenken und dadurch den eigentlichen praktischen Verstand in der vorzüglichsten Art auszubilden. Ich glaube daher, daß der Vorschlag, zu den eigentlichen Denkübungen Werkzeuge und Maschinen zu gebrauchen, einer ausgedehnteren Überlegung würdig ist.

Die zweite Bemerkung betrifft den Unterricht in der Geographie. Es ist die: Wir lehren in den Schulen immer noch viel zu viel. Wir lehren Dinge, die derjenige, der sie braucht, späterhin von selbst lernt. Aber dann, wenn wir sie lehren, aus dem Buche heraus und in der Schulstube, entbehren sie alles Lebens, aller Eindringlichkeit, wie aller Unmittelbarkeit und eigentlich aller Wahrheit. Denn alle realen Dinge werden nur in uns wahr, wenn wir sie unmittelbar auffassen. Wo dies nicht möglich ist, da lehren wir Worte, und unsere Schüler

lernen Namen statt der Sachen, die wir meinen zu lehren. Daß da, wo gefährliche Küsten sind: Sandbänke, Riffe, Klippen, Strudel u. s. w., Leuchttürme brennen, muß der Schüler wissen. Aber wo dergleichen sind, das braucht er nicht zu erfahren. Es ist Wortwerk. Kommt er später auf die See oder auch nur an Küsten, dann ist es fröhe genug, und es macht sich von selbst. Daß Dänemark ein Seestaat ist und eine Seemacht besitzt, er erkennt es aus der geographischen Lage. Aber was für Kriegsschiffe, und ob dieselben bei Kopenhagen oder am Sund liegen, ist für ihn gleichgültig. Daß die Ostsee mit Dampfschiffen befahren wird, ist eine interessante Notiz. Aber welche Städte unmittelbar dadurch in Verbindung gesetzt sind, ist zu übergehen. Denn das kann sich jeden Augenblick ändern. Wer über die Ostsee reisen will, wird sich darnach schon erkundigen. So in allen Fällen. Man lehre das Allgemeine, dasjenige was zur Erkenntnis der mathematischen Lage, der äußeren und inneren Form der Länder notwendig ist, und außerdem das Wichtigste der Statistik im allgemeinen und großen. Für das Spezielle und Einzelne sind die geographischen und statistischen Lexika, die der nachschlagen kann, der Spezielles zu wissen verlangt. In der Unterscheidung des für die allgemeine Bildung Wesentlichen vom Unwesentlichen, der eigentlichen Basis von dem darauf Aufzuführenden, dessen, was sich nicht von selbst macht, von dem, was sich von selbst macht, daran erkennt man den Lehrmeister in objektiver Beziehung. Anfänger im Lehren lehren alles, was sie wissen und eben gelernt haben; Meister wissen sich zu beschränken. Wie viel unnütze Quälerei würden wir den Schülern ersparen, wenn wir nur Wesentliches lehrten!

7.

Die Fahrt nach Helsingör am Sund kann man mit dem Dampfschiffe oder mit der Diligence zu Land machen. Ich zog letztere vor, um einen Teil der Insel Seeland zu sehen. Heute morgen 7 Uhr fuhren wir in einem offenen, unbedeckten Wagen, der mit 4 Brauen bespannt war, bei dem heitersten Himmel und der herrlichsten Luft ab. Ich kam neben eine Dänin aus

Helsingör zu sitzen, die deutsch sprach, mich also über mancherlei unterrichten konnte, obgleich sie einiges ihren Wohnort Betreffende, oder was den Sund anging, nicht wußte. So geht es häufig. Das Nächste bleibt uns unbekannt, wenn der Jugendunterricht schlecht ist, d. h. uns ins Weite treibt, statt uns die Augen für das Nächste, Wichtigste zu öffnen. Ob das Wasser im Sund aus dem Kattegat in die Ostsee oder umgekehrt fließt, oder bald so bald so; ob eine Spur von Flut im Sund zu entdecken, ob das Meer im Herbst und Winter steigt, und wie groß der Unterschied zwischen dem tiefsten und höchsten Stand, ob die Ostsee sinkt, was man behauptet, ob die Heringe, die hier gefangen werden, hoch oder tief streichen, und ob es dieselben sind, die man an den Orkaden fängt, in welchen Monaten die Winde aus Ost oder West blasen, ob der Wind von Süden durch Westen oder durch Osten nach Norden zu gehen pflegt, ob in der Nord- oder Ostsee die Hummer und Lachse, die man hier speißt, gefangen werden: diese und viele andere ähnliche, leichte und jedem denkenden Kinde aufsteigenden Fragen wußte sie, die doch sonst eben nicht auf den Kopf gefallen, wenigstens nicht auf den Mund geschlagen war, nicht zu beantworten.

Unser Postillon, wie alle dänischen, in Rot mit Gelb gekleidet, schwarzem Filzhut auf dem Kopf, den selbst die Chaussee-Steinklopfer tragen, lenkte die Kasse von dem Boocke herunter. Es waren Jütländer, welche die Holsteiner noch an Stärke übertreffen. Es ging anfangs über Steinpflaster, dann über halbgute Chaussee, rasch vorwärts.

Das Land ist eben, zuweilen wellenförmig, schwach hügelig, fruchtbar, aber doch nicht in dem Grade, als ich nach der Beschreibung vermutet hatte. Vielleicht hat die Kälte des Mai und Juni und die anhaltende Dürre — daher ein Staub, trotz dem Berliner — der Fruchtbarkeit geschadet. An dem Wege wechselten bepflanzte Fruchtfelder mit Brache, Weiden, Heiden, Seen, Büschen und Wäldern ab. Auf jenen wuchs meist Roggen, seltener Gerste, noch seltener Hafer, am seltensten Kartoffeln. Die erstern waren über die Blütezeit hinaus, der Halm stark, von mittelmäßiger Länge, aber schweren, dicken Ähren; die Kartoffeln

blühten noch nicht. An den Kirchbäumen in der Nähe der Wohnungen sah man Früchte, die der Reife entgegen gingen; die Erdbeeren waren reif. Folglich reifen unter dem 55. Grade der Breite diese Früchte hier etwa vierzehn Tage später als unter dem 51. Grade in Berlin.

Die Waldungen, nicht besonders hoch, bestanden meist aus Buchen und Kiefern: Tannen, Fichten, Lärchenbäumen, hier und da kamen auch Erlen vor. Die Chaussee war anfangs meist mit Weidenbäumen, zuletzt mit kanadischen Pappeln bepflanzt. Unter den Gesträuchen blühten besonders wilde Rosen und Flieder. Die wild wachsenden Blumen trugen, wie überhaupt im nördlichen Deutschland, weiße, blaue und gelbe Blumen. An den Wegen prangten riesenmäßige Ratterköpfe, großrandige Gänseblumen und verschiedene Arten von Disteln.

Auf den Weiden graseten Pferde, Kühe und Schafe. Die Pferde waren klein, die Kühe theils rötlichgelb, theils weiß und schwarz, einige eselfarbig grau; die Schafe selten schwarz. Einige Schweine, die wir sahen, hatten eine rötlich-gelbe Farbe, besonders die jungen.

Von größeren Vögeln wurden sichtbar: ein Fischadler, Möven, Elstern und Enten, Gänse und Schwäne. Von Singvögeln hörte ich Tausende von Lerchen, Walddrosseln, Pirole, Goldammern, Haus- und Steinschwalben und (wenig) Sperlinge. Die Krosse wurden von Pferdesfliegen gequält; sonst waren aber keine Insekten sichtbar, und namentlich gar keine Schnaken (stechende Mücken), die einem in Berlin und am Rhein oft den Genuß der Sommermonate verkümmern.

Die Wohnungen der Landleute sind denen in den meisten Gegenden Deutschlands gleich: einstöckige Häuser, Fach- und Lehmwerk, Strohdächer, nur mehr Fenster, wie man überhaupt im Norden das Licht liebt und die Luft. Die uns begegnenden Bauern grüßten, was ohne Zweifel der Diligence, als einer königlichen Anstalt, galt. —

Über die Mitteilung aller dieser Notizen wirst du dich, mein Freund! gewiß nicht wenig gewundert haben, darüber, daß ich solche ordinäre Dinge in breiter Redseligkeit erzähle. Daß

ich zu deren Niederschreiben die Zeit finde, wird dich nicht befremden, wenn du bedenkst, daß man nicht den ganzen Tag herumlaufen kann und in der Mittagshitze rasten muß, welche Zeit von den meisten verschlafen wird. Aber daß ich dergleichen trivial scheinende Bemerkungen überhaupt mache, das wird dich wunder nehmen. Aber ich bin — nicht zu vergessen — ein Berliner, d. h. neugierig geworden. Alle Berliner sind neugierig. Es ist kein Wunder. Wo es nichts Merkwürdiges zu sehen gibt, nämlich nichts, was die Natur hervorbringt, da strengt man sich an, um doch etwas zu finden und zu sehen, und man findet dann immer etwas. Als ich noch in Gegenden lebte, wo dergleichen Dinge in Hülle und Fülle mich umgaben, achtete ich ihrer weniger; jetzt aber sucht meine durstige Seele nach Nahrung, besonders nach sinnlich Anschaulichem. Möchten diejenigen Leser dieser Zeilen, welche Lehrer sind, den Wink benutzen, der darin liegt: das Allergewöhnlichste ihrer Umgebung, aber darum nicht weniger Merkwürdige als das Fremdeste, zu benutzen, um daran die Sinne ihrer Zöglinge und deren Aufmerksamkeit zu üben. Ich bin in einem der interessantesten, merkwürdigsten Thäler Deutschlands geboren und aufgewachsen; aber Tausende von Berliner Knaben lernen aus ihrer Sandbüchse mehr, als ich in meiner, über und unter der Erde reichst begabten Heimat gelernt habe. Das liegt in der Beschaffenheit des Unterrichts. —

Der Weg nach Helsingör führt zuletzt an die Ostsee. Man sieht sie in der Ferne als einen schmalen Streifen zwischen Seeland und Schweden. Hier bei Helsingör selbst ist der Sund am schmalsten, kaum eine deutsche Meile breit. Die kleine dänische Festung Kronburg, nordwärts Helsingör, bestehend aus einem Mauerwerk und einem Kastell, mit Kanonen besetzt, bewacht den Sund. Alle denselben passierenden Schiffe müssen hier Zoll entrichten. Die Kapitäne sind verpflichtet, ans Land zu steigen, vollgültige Papiere über die Art und Größe der Ladung vorzuzeigen und dann den Beutel zu ziehen. Dafür steckt Dänemark einen Leuchtturm an. Es ist merkwürdig genug. In alten Zeiten zwang Dänemark die Schiffer zu einer Abgabe nach dem Gesetz des Stärkeren, nach dem Gewalt- oder Schwert-, nicht

dem Vernunft- oder Vertragsrecht. Späterhin ist dieses angemäße Recht von den dabei beteiligten Staaten anerkannt worden, und nun erhebt die Krone Dänemark, kraft der darüber festgestellten Traktate, die bedeutenden Sundzölle, die es z. B. Stettin, trotz des Spekulationsgeistes seiner Kaufleute und wahrscheinlich auch trotz der von Stettin nach Berlin beabsichtigten Eisenbahn, unmöglich machen wird, mit den Hamburger Kaufleuten zu wetteifern. So große Hindernisse legen oft positive Gesetze der natürlichen, freien Entwicklung.

Nachdem ich mich durch ein Seebad (ohne Wellenschlag, weil ohne Wind) erfrischt hatte — ein solches Salzbad ist doch etwas anderes, als ein Bad in süßem Wasser — aß ich im Hôtel d'Oresund mit fünf Engländern zu Mittag. Ich spielte daher eine stumme Rolle. Ungern. Denn es ist lästig, ohne alles gegenseitige Interesse und ohne menschliche Theilnahme neben Menschen, d. h. neben seinesgleichen, zu sitzen. Um diesem peinlichen Gefühle zu entgehen, pflege ich im Postwagen gleich die Mitreisenden anzureden und über gleichgültige Dinge zu sprechen. Dadurch nähert man sich dem Menschen, wie es ihm, als solchem, gebührt: durch ein menschliches Wort. Ob man das Gespräch fortsetzt oder abbricht, hängt dann von Umständen ab.

So machte ich es auch heute. Ich fragte deutsch meine Nachbarn, ob sie deutsch sprächen. Da sie es barsch verneinten, so zog ich mich in mein Schneckenhaus zurück. Ich hatte das Meinige gethan.

Während des Essens (das mir aus Fleisch bestand, ohne Suppe, ohne Gemüse, worauf wir Deutsche ein Gewicht legen) machte ich einige Bemerkungen, die ich dir mittheilen will. Warum, fragte ich mich, mag doch Gott alle die Tausend Seethiere: Quallen, Seeigel, Krabben, Hummer und wie sie heißen mögen, und alle die Tausend Engländer, Schottländer, Irländer, Isländer, Eskimos und wie sie heißen mögen, geschaffen haben? Wir wissen es nicht. Wir kennen den Zweck der Welt nicht.

Dagegen wurde mir das Unbegreifliche, daß Menschen es über sich gewonnen haben, andere Menschen, Tieren gleich, zu behandeln, zu mißhandeln, sie als bloße Mittel zu betrachten,

ziemlich begreiflich. Ich muß gestehen, einem der anwesenden Engländer eine kleine Beleidigung zuzufügen, es hätte mich weniger Überwindung gekostet, als wenn es Deutsche gewesen wären. Warum? Darum, weil ihr Wesen, ihre Eigentümlichkeit mir fremd, von der meinigen verschieden war: Sprache, Lebensart, Sitte. Daraus schloß ich, daß mit der Zunahme dieser Ungleichartigkeit, nicht bloß der Naturanlage, sondern zugleich der Bildung nach, es dem Menschen, der nicht reflektieren kann, leicht, ja gewissermaßen natürlich werden muß, den tiefer stehenden, ungleichartigen Menschen, der ihm wie ein Wesen andrer Art vorkommt, mehr oder weniger, besonders wenn sein Egoismus dabei beteiligt ist, wie eine Sache zu behandeln. Diese Vermutung steigerte sich zur Gewißheit, als ich gleich nachher in einem Nebenzimmer einige Mohren, die mit einem amerikanischen Schiffe angekommen waren, beobachtete. Es gehört Reflexion dazu, um nicht, durch Habgucht verführt, unter diese Neger hinabzusinken. Durch diesen Gedanken wird das Betragen der Europäer gegen die Afrikaner, Amerikaner in Mexiko und Peru und an andern Orten, zwar nicht entschuldigt, aber doch einigermaßen erklärt. Das Unbegreifliche, das für mich sonst an dieser Erscheinung klebte, ist verschwunden. Aber so viel begreife ich auch, daß wir auf die Nachricht, Mond- und Sonnenbewohner hätten auf dem Erdball gelandet, alle zu den Waffen greifen würden. — Doch genug, die Hitze hat sich gelegt, mit Vergnügen lege ich daher die Feder nieder, da ich reise, um zu sehen, nicht um zu schreiben. Lebe wohl!

8.

Der Weg nach Kopenhagen zurück bot, da ich nicht über die Schlösser Friedrichsberg u. s. w. zurückreisen konnte, nichts Bemerkenswerthes mehr dar. Von den Mitreisenden interessierte mich ein Kaufmann, der nach einander dänisch, deutsch, holländisch, französisch, englisch und schwedisch, und zwar geläufig sprach. Das will doch schon etwas sagen, und ich glaube, mit Recht hat man davor einigen Respekt. In meiner Jugend lernten die Söhne der Kaufleute meiner Vaterstadt, auch zu Kaufleuten bestimmt, Latein, und zwar ein wenig, wie es geschieht, wenn es mit dem sechzehnten Jahre aufhört. Jetzt fängt man nachgerade

an, flüger zu werden. Jedoch nicht ohne Kampf und Einrede, wie es denn eben so schwer hält, einge rostete Gedanken zu vertilgen, wie einge rostete Gewohnheiten zu verändern. Besonders die Altertümeler können den Realismus des Schulunterrichts noch nicht verdauen. Das Wort ist zwar schlecht gewählt, aber es gehört so notwendig in den vollständigen Organismus des Schulwesens der heutigen Welt, wie der Humanismus und die Volksbildung. Es fiel mir ein, dieses durch Vergleiche deutlich zu machen, durch mehrere, damit das Hinkende des einen durch den andern ergänzt werde, wenn dieser an sich auch wieder in andrer Beziehung hinken sollte. Denn jeder Vergleich hinkt ja bekanntlich nach altem Spruche.

Die Thätigkeit der menschlichen Gesellschaft kann man mit der Bearbeitung der Metalle vergleichen. Die Handarbeiter bauen die Grube, hauen die Erzmassen los, schaffen sie zu Tage, schmelzen sie in den Hütten und bearbeiten die, die es bedürfen, wie z. B. das Eisen, aus dem Groben heraus unter dem Hammer.

Nun kommen die Metalle in die Hände der feineren Handwerker, der Künstler, welche Münzen aller Art und mancherlei Gerätschaften daraus verfertigen. Die Kaufleute sorgen für den Absatz und Tausch, Handel genannt.

Die beiden genannten Stände verstehen aber von der Bergmannskunst und Wissenschaft nichts, nichts von den Kennzeichen, die auf das Dasein der Metalle schließen lassen, nichts von der Kunst des Scheidens und Verbindens. Das ist Sache der Gelehrten, der Kenner der Naturwissenschaft. Außer diesen gibt es noch einen, welcher der Münzen Wert und Gepräge bestimmt. —

Die menschliche Gesellschaft ist zu vergleichen einem Schiffe, z. B. einem Dampfschiffe. Die Bauern sind der Ballast und die Kohlen, die Kaufleute die Maschine und die Segel, die Gelehrten die Baumeister der Maschine und die Kenner der Gesetze der Dampfkraft, der Regent ist der Steuermann. —

Der Staat ist vergleichbar dem menschlichen Körper. Die Handarbeiter sind die Arme und Beine, die Kaufleute das Verdauungssystem und das Blut, die Gelehrten Nerven und Gehirn, der Regent ist das Auge. —

Der Staat ist ein Land mit allem, was dazu gehört. Der

Boden stellt die Produzierenden dar, die Flüsse und die Luft die Kaufleute, die Geseze der Natur die Wissenden, die Sonne den Regenten.

Welche dieser Vergleichen — für mehr werden sie nicht ausgegeben — man auch festhalten und durchführen möge, immer stellen sich drei notwendige, in ihren Funktionen, folglich auch in ihrer Bildung wesentlich verschiedene Stände dar, für deren Bildung daher auch in verschiedener Weise gesorgt werden muß. Wie einseitig würde der handeln, welcher bei der Wirkung des Leibes nur auf Arme und Beine, oder nur auf Nerven und Gehirn, oder nur auf Verdauungssystem und Blut Rücksicht nehmen wollte! Eins setzt das andre voraus, jedes bedarf der Kräftigkeit und Gesundheit der übrigen zum eigenen Wohlfsein.

Der erste, notwendigste Stand ist der der Bauern, der für die leibliche Existenz durch die Erzeugung des Eßbaren sorgt. Seine Richtung ist daher jederzeit auf die äußere Natur gerichtet, daher stets sinnlicher Art. Damit die Bauern aber nicht Tiere seien, sondern Menschen: so trägt die Gesellschaft Sorge für die notwendigste allgemeine Bildung, besonders für die Entwicklung strenger Rechtshaffenheit und frommer Gesinnung, welche alle Naturerscheinungen, Sonnenschein und Regen, Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit des Jahres u. s. w. unmittelbar von dem Schöpfer und Lenker aller Dinge und dem Vater der Menschen ableitet. Den höchsten Stand bilden die Wissenden, die, welche die Intelligenz repräsentieren und die geistigen Interessen der Menschen vertreten. Ihr Hauptstudium ist daher auf die Geseze der Natur, des Geistes und der Gesellschaft im weitesten Sinne des Wortes gerichtet. Letztere liegen in der Geschichte der Menschheit. Darum wird die Geschichte zu allen Zeiten eins ihrer Hauptstudien ausmachen, um die Vergangenheit, besonders ihre Haupterscheinungen und die Geseze der Kultur zu entdecken, und nach deren Ergebnis die fernere Entwicklung der menschlichen Dinge zu bestimmen. Das Studium des Altertums, besonders der beiden Hauptvölker desselben, was die alten Sprachen mit einschließt, bleibt darum das Hauptgeschäft bei der höchsten Bildung.

Diese beiden Stände bilden die Extreme der menschlichen

Gesellschaft und verhalten sich zu einander wie äußere Glieder zu Nerven. Darin aber sind beide einander ähnlich, daß sie, jeder nur in andrer Art, das stabile Prinzip des Staats darstellen: die Bauern gebunden durch Sinnlichkeit an die Erdscholle, die Gelehrten durch das Forschen und Leben in der Vergangenheit. Das Vorwärtsschreiten, die Bewegung liegt in denen, welche wir im menschlichen Leibe dem Blute vergleichen und der Kürze wegen Kaufleute genannt haben. Dieser eine Name bezeichnet die eigentlichen Bürger. Wir könnten auch sagen: die Produzierenden sind der Leib, die Gelehrten die Vernunft, die Kaufleute, als die Vermittelnden zwischen Sinnlichkeit und Vernunft, der Verstand. In ihnen, d. h. in den Bürgern, liegt die bewegende Kraft der gebildeten Staaten der heutigen Zeit, und die Impulse gehen von ihnen aus. Ob die Richtungen, die sie verfolgen, die rechten sind, darüber müssen die Wissenden und Forscher der Kulturgefesse befragt werden. Die Bürger, oder der mittlere Stand, bringen das vom dritten Stande Erzeugte in Umlauf, in Zirkulation, sie sind die Adern, die Flüsse und Ströme, die Bindeglieder der getrennten Nationen. — Welche Bildung ist ihnen zu geben? Genügt ihnen, entspricht den Forderungen, die ihr Geschäft an sie macht, die dürftige Bildung, welche für den dritten Stand hinreichen muß? Oder sollen sie ins Altertum versetzt werden, wie die Gelehrten, sie, die vorzugsweise die lebendigen Kräfte der Gegenwart bewegen? Kein Verständiger wird eine dieser Fragen bejahen. Sie sollen die Naturprodukte bearbeiten und sie verbreiten. Folglich werden die Natur und die neueren Sprachen in Verbindung mit der Erdkunde, Mathematik und neueren Geschichte die Hauptmittel bleiben, an welchen wir die Jugend des mittleren Standes zu bilden haben. Dies ist mit wenigen Worten eine Nachweisung der Notwendigkeit des Realismus in dem Organismus des Schulwesens eines zivilisierten Landes. Nur die höchste Einseitigkeit kann diese gerechten Ansprüche des mittleren Standes heutzutage noch leugnen, und nur Engherzigkeit kann die Behauptung wagen, daß die gelehrten Schulen auch für den Bürger die beste Vorbildung gewähren; Humanismus und Realismus, mit denselben Schülern zugleich

erstreben, den gesteigerten Anforderungen, die beide machen, durch dieselbe Anstalt, genügen wollen, halte ich für unmöglich. Der Kaufmann soll die Gegenwart kennen, denn er soll in der Gegenwart wirken, die Naturgesetze anwenden, die Naturprodukte in Verschleiß bringen, den natürlichen Reichtum des Landes vermehren, mit fremden Nationen umgehen. Er muß die Sprachen derselben verstehen, geläufig reden und schreiben können. Das ist eine Zierde des Kaufmannes.

Eine Streitfrage kann nur noch die sein, ob die eigentlichen Naturkundigen, die Erforscher der Gesetze und Kräfte der Natur, dem zweiten oder dem ersten Stande angehören, also die Bildung jenes oder dieses erstreben sollen. Manches spricht für die eine, manches für die andre Ansicht. Lassen wir sie unentschieden, die Zukunft wird sie bestimmter gestalten. Aus den Schulen der Alten sind vortreffliche Naturforscher hervorgegangen; es hat Jünglinge und Männer gegeben, die mit dem herrlichsten Erfolg sich von dem klassischen Studium dem der Natur zuwandten. Und wiederum haben Männer auf diesem Gebiete Epoche und die wichtigsten Entdeckungen gemacht, die bei der dürftigsten Jugendbildung sich auf Maschinenbau und Naturkunde legten. Aber das Dreifache, das wir aufgestellt haben, bleibt; folglich muß es drei Hauptarten der Bildung geben. Prof. Beneke bezeichnet in seiner Unterrichtslehre dieselben so: 1) der Stand derer, welche den Geist durch den Geist beherrschen, oder auf das Geistige durch Geistiges wirken; 2) die, welche durch den Geist die Natur beherrschen; 3) die, welche auf das Leibliche durch Leibliches wirken. Geist durch Geist, Natur durch Geist, Körper durch Körper. Eine der Betrachtung sehr würdige Darstellungsweise, deren Zusammenstellung mit obigen Vergleichen zu einigen erheblichen Resultaten führt.

Mein Aufenthalt in Kopenhagen näherte sich seinem Ende. Als ich mir deshalb ein Billet zur Fahrt nach Kiel auf dem Dampfschiff Christian VI. einlösen wollte, wurde mir bemerkt, daß ich meinen Paß, auf dem die Erlaubnis zur Rückkehr von der Polizeibehörde bemerkt sein müsse, einzuliefern habe. Ich be-

gab mich daher auf das Bureau der Polizei; hier wurde mir notifiziert, daß ich einen neuen dänischen Paß nehmen müsse, à 1 Rthlr. Reichsbankgeld =  $\frac{3}{4}$  preuß. Thaler. Ich that Einspruch — machte bemerkl. daß mein Königl. Preuß. Paß von dem Königl. Dänischen Gesandten visiert — daß dieser Paß für ein ganzes Jahr gültig sei u. s. w. — alles vergebens. Man berief sich auf das bestehende Gesetz, daß jeder Fremde, der sich länger als 24 Stunden in Kopenhagen aufhalte, einen dänischen Paß nehmen müsse. Ich zog ab, um nähere Erkundigung einzuziehen. Mein Wirt bestätigte die Versicherung der Polizei, und ich mußte in der That, um zu einem Platz auf dem Dampfschiff zu gelangen, einen dänischen Paß einlösen. Das nenn' ich Gesetze. Wie es, nach Hamann, dem nordischen Seher, im Himmel viele Dinge geben wird, von welchen sich die Vernunft nichts träumen läßt, und so wie, füge ich bei, auch die Philosophie manches behauptet, wovon man im Himmel nichts wissen wird: so gibt es auch auf Erden positive Gesetze, von denen weder das Vernunft-, noch das gesunde Landrecht anderer Staaten, gottlob! etwas weiß. Ein Paß ist ein Schein, durch den der Inhaber nachweist, daß er keine verdächtige Person sei, und durch welchen der ausstellende Staat den andern, wohin der Inhaber reiset, ersucht, dem Besitzer unter Versicherung der Gegenseitigkeit (Reciprocität) Schutz und Sicherheit angedeihen zu lassen. Ein solcher Paß gewährt daher, ebenjowohl dem Staate, den man besucht, als dem Besitzer die erforderliche Garantie. Jeder mit der ausstellenden Staatsbehörde befreundete Staat muß einen solchen Paß anerkennen, und die dänische Behörde thut es. Daß sie denselben aber in dem Augenblicke annulliert, wenn der Reisende zurückgeht, und ihn dennoch wieder anerkennt, weil sie auf den Grund und das Zeugnis desselben dem ihm unbekannten Reisenden einen neuen Paß ausstellt, ist ein so offener Widerspruch, daß seine Beleuchtung keines Wortes mehr bedarf. Wo in aller Welt findet ein ähnliches Verfahren statt, und was ist, auf den Grund gesehen, der Zweck desselben? Sind die Pässe erfunden worden, um dem Staat eine Einnahme zu sichern?

Man gebrauche — um Dänemark von diesem Verfahren, das in seiner Art einzig ist, abzubringen — Repressalien, nach dem allgemein gültigen Grundsatz des Völkerrechts: kommst du mir so, so komme ich dir so. Oder nach dem gemeinen Sprichwort: Was dem einen recht ist, ist dem andern billig. Ein Däne, der Deutschland bereise, löse in jedem souveränen Staate, in dem er sich mehr als 24 Stunden aufhält, einen neuen Paß, damit er 38 Pässe mit nach Hause schleppe, und sich so eine Sammlung von Pässen anlege. Probatum est! — Fiat justitia, pereat mundus.

9.

Noch will ich einiges aus meinem Aufenthalte in Kopenhagen nachtragen.

Am ersten Tage meines Aufenthaltes in K. wohnte ich einer Beerdigung bei. Ich schlenderte, meiner Gewohnheit gemäß, am ersten Tage ohne Begleitung — um nicht durch oft sehr ungelagene Redseligkeit eines Lohnbedienten des ersten, frischen Eindrucks verlustig zu gehen — in den Straßen und Umgebungen der Stadt umher (wodurch man, beiläufig gesagt, das Orientieren lernt und den Ortsfinn ausbildet). Der Lohnbediente des Hôtel du Nord hatte mir schon unter den Sehenswürdigkeiten der Stadt, besonders für heute, weil am Sonnabend kein Karitätenkabinett ohne schweres Geld geöffnet wird, die Kirchhöfe genannt. Freilich war für den Vormittag um 10 Uhr mit einer Gesellschaft ein Besuch zweier Königl. Schlösser verabredet; allein als mir ein Leichenkondukt von 10—12 Wagen begegnete, und mir Fridolins Spruch:

„Dem lieben Gotte weich' nicht aus,  
Find'st du ihn auf dem Weg!“

Schillers Gang nach dem Eisenhammer.

einfiel, so verzichtete ich auf die Schlösser, deren Anblick den Schauenden oft mit Wehmut, oft mit Neid, selten mit guten Gedanken erfüllt, und folgte dem Leichenzuge. Es ging zum westlichen Thore hinaus, eine Viertelstunde weit. Den Zug eröffnete ein Wagen mit einem stattlich gekleideten Manne, wahrscheinlich dem Leichenoffizier. Von Trauer bemerkte man wenigstens

nichts in seinem Gesichte; ein Angehöriger des Verstorbenen konnte es nicht sein. Dann folgte der Leichenwagen, mit schwarzem Tuche ausgeschlagen und silbernen Borten, dessen Deckel auf vier Säulen ruhte, zwischen welchen der stattliche Sarg stand, den des Tischlers kunstfertige Hand mit erhabener Arbeit einfach verziert hatte. Bei dem Durchzug durchs Stadthor, das mit dänischem Militär besetzt war, trat die Wache nicht, wie es in Berlin geschieht, unter das Gewehr. Das ist ein hübscher Gebrauch in Berlin. Gleichviel, wes Standes und Ranges der Verbliebene gewesen, und ob im Leben jemals eine Wache vor ihm die Honneurs gemacht oder nicht, der Tod macht alle gleich; darum wird auch allen dieselbe (letzte) Ehre erwiesen: die Soldaten treten still unters Gewehr, wenn der Zug vorbeikommt, aber sie präsentieren nicht, sie schultern nur. Jenes geschieht nur, wenn Prinzen, Prinzessinnen, Generale und andre Machthaber vorbeiziehen. Vor Prinzessinnen wird nicht bloß das Gewehr präsentiert und der Degen gezogen, sondern auch die Trommel gerührt, und auf der Hauptwache, dem Königl. Palais in Berlin gegenüber, sekundiert auch der Querpfeifer.

Also in Kopenhagen passieren die Leichname ohne militärische Ehre durch das Thor zur letzten Ruhestätte. Diese ist aber wirklich anmutig, sinnreich und passend angelegt. Das Geräusch auf der Landstraße ist das einzige, was stört. Ein Kirchhof muß still liegen, fern vom Geräusche des Lebens.

Eine lange Mauer trennt den, den ich betrat, von der Straße. Hohe Monumente ragen über dieselbe hinweg, und über diese — Bäume aller Art: Birken, Fichten, Cypressen und blühende Sträucher. Die Toten ruhen hier im kühlen Schatten, eine erquickliche Ruhe. Über ihrem Leichnam erhebt sich ein abgestutzter Keel von Sand, ein passendes Symbol des gebrochenen Lebens; die meisten sind mit frischen Kränzen bedeckt und mit Blumen verziert. Daneben erhebt sich ein Stein, eine Pyramide, eine Säule mit Inschriften:

Fod oder Foed den und den;

Tod oder Toed den und den.

Vorher geht der Name, meist mit ausschmückenden Beiwörtern

(der vortreffliche Bruder, Vater, Gatte 2c.), was mir mißfiel. Wem man ein Denkmal setzt, den liebt man, das versteht sich von selbst. Daß er vortrefflich gewesen sei, braucht man nicht zu sagen, und es liegt nichts daran. Genug, wir lieben ihn, selbst trotz seiner Menschlichkeiten.

Der Leiche folgten nur Wagen, keine Fußgänger. Letztere geben der Sache ein unangenehmes Gepränge, was allerwärts zu meiden ist. Vor dem Eingange fuhren einige Wagen vor die Leiche, die Heraussteigenden empfingen dieselbe, hoben sie vom Wagen herab und trugen sie in den Friedhof hinein. Nachdem alle übrigen ausgestiegen waren und sich paarweise geordnet hatten, bewegte sich der Zug langsam vorwärts. Es waren stattliche Männer, meist wohlbeleibt, braun, schulter- und handfest. Ein würdiger Gesang, ein deutscher Choral hätte meiner Stimmung zugesagt; ich folgte in ehrerbietiger Ferne, gerührt und mit mancherlei Gedanken. Aber es war nichts Sicht- und hörbar: keine Thräne, keine Klage, kein Sang und kein Klang.

„Am Grabhügel“, dachte ich und tröstete mich. Aber ich hatte mich getäuscht. Nichts von allem, was das Herz belebt, kein Gesang, kein Symbol, kein Wort, nicht einmal ein Gebet. Die schwarzen Nordländer versenkten ruhig den Sarg, einer stieg sogar hinein, um den frischen, mit weißen Rosen durchwirkten Eichenfranz wieder herauf zu holen, man sprach durcheinander, keine Thräne floß dem Toten, und ohne Segen, ohne alles zog man zurück, ehe die Leiche eingescharrt war, und die Wagen eilten schneller zurück, als sie gekommen. Ich war schmerzlich berührt, und vielleicht war ich unter allen der Bewegteste, an den Ufern der Ostsee, in der Nähe des Sundes.

Ich strich noch einige Zeit durch die Leichensteine und Denkmäler, eine Anlage, theils Wald und theils Garten, voll Sinn und Bedeutung. Der Wald repräsentiert die Ruhe und Stille, welche die Abgeschiedenen genießen, der Garten mit seinen Blumen die Liebe und Treue der Hinterbliebenen. Nach unsers Schillers „Klage der Ceres“ verbindet eine Blume auf einem Grabe die Lebenden mit dem Toten.

In ansprechender Weise hat die preussische Agende die Be-

gräbnisse angeordnet. Der Geistliche segnet die Ruhestätte ein und die Gebeine, so aussprechend den tiefsten Wunsch der Trauernden und in ihrem Namen der Kirche: „daß sie ruhen von ihrer Arbeit — daß sie behalten bleiben bis zur Stunde, wo der Herr ihnen ruft.“ Dann erinnert er die Umstehenden durch dreimaligen Wurf von Erde mit der Schaufel und mit bedeutungsvollen Worten an die Sterblichkeit ihres Leibes. Nun schließet er mit Gebet und Amen. Dann treten die männlichen Leidtragenden hinzu und werfen einige Hand voll Erde auf den hinabgelassenen Sarg — eingedenk und in des Gemütes innerstem Grunde erwägend und empfindend: „wir sind wie du, teurer Abgeschiedener, dem Leibe nach sterblich, der Erde angehörig, und nach kurzer Frist wird auch unser Staub sich mit der Mutter Erde wieder verbinden und unser unsterblicher Geist sich mit dir in Seligkeit vereinigen; mit dir bleiben wir in Liebe, Sehnsucht und Treue verbunden; deine Liebe, dein Andenken zieht uns von hinnen, aufwärts und himmelwärts, in das bessere, bleibende Jenseits, wo keine Thräne mehr ist und kein Leid, der Zug zu dir löset uns von dieser Erde voll Schmerz und Trauer, erleichtert uns den Abschied von ihr und öffnet uns den Blick in die Heimat jenseits des Grabes.“

Es hat welche gegeben, die dem Herzen der Menschen gute Empfindungen, gute Gedanken und fromme, heilige Wünsche absprachen und nur Böses in ihm entdeckten. Waren die auch jemals auf einem Gottesacker? haben die jemals die Sprüche gelesen, welche die Menschen trösten, ihre Hoffnungen, ihre Wünsche, ihren Glauben, ihre tiefsten Regungen aussprechen? Ich muß es bezweifeln. Jeder Kirchhof ist mir ein köstlicher, tröstlicher Beweis des Besseren in dem Menschen. Wenn der Tod mit seinem Ernste in den Kreis einer bis dahin glücklichen Familie tritt und die schwersten Prüfungen auferlegt, dann zeigt es sich, ob in der Mischung reines Erz zu finden ist. Es scheidet sich die Schlacke von dem Golde, die zeitliche Verirrung von dem Dauernden und Bleibenden. Alle Herzen atmen Sehnsucht und Liebe, ewige Sehnsucht nach den nun Verklärten, reine Liebe zu ihrem unsterblichen Sein. Auch in dem gesunkenen Menschen

lebt noch das Höhere, Tiefere, und wenn die Teuren von ihm scheiden, so erwacht es in ursprünglicher Stärke. Unverwundtlich ist es wie der Geist selbst, es geht, nachdem die menschlichen Täuschungen und Verirrungen vorüber sind, mit ihm in das bessere Jenseits, und das Edlere in den Zurückbleibenden spricht sich dann in den stärksten Gefühlen aus. Jeder Kirchhof ist ein Denkmal der unvergänglichen Liebe und Treue in den Herzen der Menschen. Auch darum ist es menschlich, natürlich und schön, ihn in einfacher, Geist und Herz labender Erscheinung zu erhalten. Jedem Fühlenden ist die Ruhestätte der Toten ein heiliger Ort.

Bei jedem schmerzlichen Verluste eines von denen, die wir zu den Unseren rechnen, sei es durch die Bande des Blutes oder der Freundschaft, drängt sich uns die Frage über die Unsterblichkeit auf. „Sein oder Nicht-Sein?“ Ganz ungesucht steigen die Zweifel in dem Menschen auf. Wer diese für Vor- oder Aberwitz, oder für Freigeisterei und Unglauben halten sollte, müßte noch gar nicht wissen, wes Inhaltes eigentlich die Frage sei. Wie Jean Paul daher sagt: „Wer noch nicht an dem Dasein Gottes gezweifelt hat, glaubt noch nicht fest daran,“ so kann man gewiß auch sagen: „Wer noch nicht an der Unsterblichkeit gezweifelt, glaubt noch nicht daran.“ Mit allgemeinen Redensarten kann man diese Zweifel wohl beschwichtigen, besonders wenn sie keine besondere Stärke erreicht haben; aber widerlegt werden sie dadurch nicht. Welche schwere Bedeutung sie haben, weiß nur der, in dem sie in Augenblicken des tiefsten Schmerzes über den Verlust eines innigst mit uns Verbundenen, z. B. eines Kindes, aufgestiegen sind. Wer das nicht erlebt hat, sollte gar nicht davon reden.

Ich glaube an die Unsterblichkeit der Seele mit persönlichem Bewußtsein; aber ich kann nicht bergen, daß ich in den verschiedensten Situationen darüber nachgedacht und daran gezweifelt habe.

In Momenten der äußersten Ruhe, wo die Interessen schlafen, — in mancher Beziehung eine angenehme Situation — sagt der Verstand mit kalter Besonnenheit: Du wünschst zwar die Unsterblichkeit für dich und die Deinigen, aber der Wunsch allein ist kein Grund. Das Tier wünscht auch Selbsterhaltung, und

doch —? Dann beruft sich der Verstand auf das, was die Sinne lehren, und daß von allen Lebenden keiner eine Kunde von der Fortdauer eines Verstorbenen empfangen habe.

Der Wunsch nach Fortdauer veranlaßt den Verstand zu allerhand Untersuchungen, je nach dem Standpunkte des Fragenden, Bewegten. Der eine sucht die Sache von dem religiösen, der andre von dem spekulativen Standpunkte aus zu erörtern, ob sich nicht irgend eine Gewißheit entdecken lasse, ein Schauen möglich sei. Daher kehrt bei jeder neuen Philosophie die Unsterblichkeitsfrage wieder, wie es in der neuern Zeit z. B. die Schriften von Göschel, Fichte dem Jüngern und andere von neuem darthun. Aber es scheint nicht, daß es auch einem von diesen gelungen sei, mit der Sache aufs reine! zu kommen und über die Mauer zu schauen oder dieselbe zu durchbrechen, die nach Kant die Erscheinung, mit deren Auffassung wir uns begnügen müssen, von dem Ding an sich trennt, welche zwar von jedem Forscher mit dem beschrieben wurde, von dem er meinte, daß es hinter derselben stecke, doch so, daß jeder Folgende die Meinung des Vorhergehenden für ungenügend erklärte und die seinige an die Stelle setzte, bis sie das Schicksal der vorhergehenden erlebt.

Es ist mir nicht gelungen, die obengenannten neuen Schriften durchzubringen, trotz meiner Sehnsucht nach mehr Licht. Die Darstellung ist mir zu fremdartig. Mehr hat mich Jean Pauls Kampanerthal befriedigt, und manche erhabene Stellen in Tiedges Urania habe ich von neuem mit Erhebung gelesen.

Auch manche Analogien habe ich in einzelnen Augenblicken freudig in Erwägung gezogen, z. B. die: Wie die Hülle, in welcher der Fötus lebt, absterben muß, damit der Mensch zum Leben gelange, so muß der Leib verweisen, damit der Geist in das jenseitige Leben übergehen könne.

Aber beim Lichte besehen, wird dadurch eben nichts bewiesen, der Verstand also nicht befriedigt. Dieses würde erst dann der Fall sein, wenn wir das Wie des nachfolgenden Lebens aufzufassen vermöchten. Das Warum ist nicht nötig, denn auch in den irdischen Erscheinungen können wir dieses selten angeben; aber bei allem, was in den Bereich des Begriffs fällt, also gewußt

werden kann, darf das Wie nicht fehlen. Es darf wohl angenommen werden, daß solches in betreff der Unsterblichkeit rein unmöglich ist, wenigstens so weit wir jetzt in der Psychologie gekommen sind. Ob es in dem Fortschritt künftiger Jahrhunderte den Forschern noch einmal gelingen wird, der Sache auf die Spur zu kommen, ist möglich, aber unwahrscheinlich.

Die Frage scheint daher nicht auf dem Gebiete des Verstandes oder der Wissenschaft ihre Erledigung finden zu können. Mit Recht ziehen wir uns daher in das Bereich des Gemütslebens, des Glaubens und der Ahnung zurück, um die Gewißheit zu finden, deren wir bedürfen. Um so mehr, weil bei den Spekulationen über das jenseits jener Mauer Liegende (das Transcendente) nichts herauskommt, ja wir dürfen weiter gehen und sagen, weil sie, bis auf einen bestimmten Punkt fortgesetzt, nachteilig wirken. Denn sie gewähren, auch nach meiner Erfahrung, dem Menschen nicht nur keine Befriedigung, sondern sie rauben uns auch die zum gesunden frischen Dasein, zum Lebensgenuß und Wirken unentbehrliche Spannkraft und Energie. Darum ist zwar auf die Frage selbst nicht zu verzichten und sie nicht als nicht vorhanden anzusehen — sie bleibt als ein unaufgelöstes Problem stehen — aber man sucht die Antwort auf sie in andrer Region. Wohl dem, der hier eine so durchaus befriedigende Lösung findet, daß ihm nichts zu wünschen übrig bleibt! Ich habe einen Freund, der, trotz der innigsten Liebe zu Weib und Kind, die Thatsache ihres an einem Tage erfolgten Todes zu nichte machen zu können, keinen Augenblick gewünscht hat. So fest ist er nicht nur von der Fortdauer, sondern von dem Heil, das dadurch über diese und ihn gekommen ist, überzeugt. Das ist ein Glaube, der Berge versetzen kann. Ich kann mich desselben in gleichem Grade nicht rühmen, wenigstens nicht andauernd. Namentlich gilt dies von dem Tode meines Adolf. Der frühe Tod eines hoffnungsvollen Kindes erscheint mir als das Schmerzlichste, Unauflöslichste, was es geben kann. Der Zweck des Lebens ist doch die Entwicklung im Leben. Den hat doch kein Kind erreicht; es hat ihn, wie es scheint, verfehlt. Freilich weiß man, da es für keinen, auch nicht für Methusalah, eine Vollendung hienieden gibt, niemals, wann es Zeit ist, hier

den Faden abzubrechen; es bleibt immer ein Zerreißen, Zerschneiden desselben. Aber dennoch hat das Verwelken der schönen Blüte einer Menschenseele etwas unendlich Schmerzlichcs. Der Trost, die Beruhigung kommt in der That nur allein aus dem Glauben an eine alles, auch die Irrtümer der Menschen lenkende, gütige, liebevolle Vorsehung. Mit ihm steht, ohne ihn sinkt alles zusammen, was Menschen zusammen denken und sprechen mögen. Darum pflanze man ihn nur im frühesten Alter in das Herz der Kinder, die man lieb hat, nicht durch Worte allein, die es auch hier nicht thun, sondern durch Leben und Sein — durch ein Leben voll Redlichkeit und Treue, durch christlichen Sinn und christliches Leben, damit, wenn einstens jener große Morgen anbricht, auf den kein Abend mehr folgt, er ein Augenblick, d. h. eine Ewigkeit der Freudenthränen sei und des Dankes. —

10.

Dampfschiff Christian VI.

Das Leben ist eine Reise und zwar eine Reise zu Land, es geht über Berg und Thal, man hat keinen Überblick, man übersieht nichts. Das Sterben ist eine Seereise. Man läßt Stadt und Land zurück, den Schauplatz des Wirkens, man gewinnt eine freie Übersicht über denselben, man schaut in die grenzenlose, unendliche Weite. Die Freunde bleiben am Ufer zurück oder geben uns das Geleite in die Fähr, bis sie vom Lande stößt. Vom Ufer her senden sie stille Grüße nach, und sie winken mit ihren Tüchern. Wenn einer, so sind sie, die Zurückbleibenden, zu bedauern, nicht der Abgesegelte, oder, wie man zu sagen pflegt, Abgegangene; derselbe hat seinen Lauf vollendet; seiner Bestimmung entgegen gehend, wird er von Wind und Wellen getragen, fort und fort, er kommt sicher zum bestimmten Ziele. Die am Lande Zurückbleibenden aber kämpfen noch den Kampf des Lebens, von Stunde zu Stunde, von Jahr zu Jahr, bis auch sie das Reiseschiff besteigen — fort — fort!

Hat der Reisende alle seine Geschäfte glücklich zu Ende gebracht, so ist es für ihn eine Wonne, heimzureisen, und die Zurückbleibenden sehen ohne bleibenden Schmerz ihn scheiden. Wenn aber ein Anfänger des Lebens plötzlich mit fortgerissen wird,

ohne daß er es will oder weiß, dann ergreift unsägliches Mitleid die Zurückbleibenden. Kein Schmerz gleicht dem Elternschmerz. Kein Fremder kann ihn fassen. Die Eltern zählen nicht ihre Kinder, wie der Kaufmann seine Waren oder Kapitalien, um zu sehen, wie viel ihm übrig bleibt, wenn ein Unglück ihm einiges geraubt hat. Kinder sind keine Nummern, keine Ziffern oder Zahlen. In einem von neun Kindern verliert man alles, das Ganze, die besondere, eigenthümliche Natur, ein Theil unsres Wesens. Der Fremde, selbst der treueste Freund, wird des nicht inne, und es ist in Worten gar nicht zu sagen, was ein Kind dem Vater oder der Mutter gewesen. Wer es weiß, was ein zerrißenes Herz ist, hat eine Anschauung, eine Ahnung von dem Schmerze. Wo ist nun das abgechiedene Kind, wo lebt, wirkt seine Seele, wo, wie — — — ?

Unendliche Wonnen sind möglich, unbeschreibliche, unaussprechbare. Sie konzentrieren sich im Wiedersehen, diesem Meere von Seligkeit, schon in der Ferne. Sollte Gott — diese Frage ist erlaubt — dem schwachen, beschränkten, armen Menschengeschöpfe diese Freude nicht vorbehalten haben? Nicht, nachdem er ihm die Vorempfindung, die tiefste Sehnsucht darnach ins Herz eingegraben hat? Würden wir nicht schon ein Tierchen in dieser Art beglücken, wenn wir es vermöchten? — — — Der Mensch ist gut, die Liebe wohnt in seinem Herzen, sie wird ihm eigentlich nicht anezogen, sie wird nicht gelernt, sie ist ihm angeboren. Der Haß dagegen wird gelernt. Welcher Mensch sollte nicht in hellem, lauterem Bewußtsein, schon bei einer Reise, noch mehr im Augenblicke der Abreise in die Ewigkeit, sprechen: „diesen Kuß der ganzen Welt!“ Und der vollkommene, Welten erschaffende Geist! — Nehmet die engen Verhältnisse, die Bedrängnisse und Hindernisse, Störungen und Verirrungen aus dem Leben, und ihr werdet sehen: der Mensch hat dann nur an dem Guten seine Freude. Warum beleidigen die Menschen einander nicht, wenn ihre Interessen sich nicht kreuzen? Es folgt daraus doch, daß sie an dem Beleidigten selbst ihre Freude nicht haben. Vielmehr helfen sie einander willig und gern. Die Liebe ist dem Herzen angeboren: sie ist das Fundament, auf dem es ruhet, das Feuer, das es durchglüheth, die Luft, die es ausatmet. —

Auf dem hohen, freien Meere gewinnt man Übersichten; man fühlt sich erhaben über die Enge des Augenblicks. Das freier gewordene Gemüt erstaunt, daß es oft von kleinlichen Dingen sich in solchem Grade erregen oder gar bestimmen läßt, man begreift es kaum, daß die Leidenschaften uns so leicht über die Grenzen der Mäßigung hinaustreiben. Noch mehr befremdet es uns, wenn wir auch hochgestellte Menschen im Strudel sich umtreiben sehen, sie, die sich über alle kleinlichen Verhältnisse hinausgehoben sehen, für welche tausend Köpfe denken, ihnen die besten Gedanken stets offenbarend. Daß die Schiffsknechte im untersten, engen Raum sich um ein Glas Branntwein zanken, oder um einen bequemerer Platz, da sie alle schlecht liegen, und die Luft um sie her dick und schwül ist, das setzt niemand in Erstaunen. Wenn aber der Schiffskapitän an dem Steuerruder und mit dem Schrohr in der Hand, für welchen der beste Platz im Schiffe bestimmt ist, auch von so kleinlichen Leidenschaften ergriffen wird, wie ein Schiffsknecht, dann ist es anders. Fürsten und Minister sind Kapitäne, wir sind Matrosen. So wird einem klar das Benehmen und der Standpunkt hoher und niederer Beamten. Jene haben sich in unserm Preußen von jeher durch Humanität, freien Geistesblick und hohe Ansichten ausgezeichnet. —

Ein jeder Mensch hat seine Schicksale, schon als Kind, schon ehe er geboren wird. Die Eltern sind das Schicksal der Kinder. Im gewöhnlichen Leben scheint es, daß die höchststehenden Personen über das, was wir Schicksal nennen, erhaben seien; aber es ist nicht so. Kinder glauben oft, daß ihre Väter die höchsten, machtvollsten Personen der Welt seien; später sehen sie, oft mit zerrißnem Herzen, das Gegenteil ein.

Jeder Mensch hat sein Schicksal. Der segelt mit stets friischem Winde, der kreuzt und laviert, der bewegt sich, aber er kommt nicht vorwärts. Gott gibt es einigen schlafend; andere versäumen den Augenblick, in welchem der Genius ihnen erscheint. Ob man das erreicht, was man anstrebt, man kann es ebensowenig wissen, als man voraus weiß, was für Wetter morgen sein wird. Das aufrichtige, redliche Wollen muß uns genügen; das Gedeihen gibt Gott. Ein energischer Wille, im Dienste der gewonnenen lauterer Überzeugung, ist darum alles, was man von sich selbst,

alles, was man von andern fordern kann und darf. Nicht der vom Geschick und Glück (Menschen sind für Menschen auch Geschick und Glück) Begünstigte ist auch der Bessere, Tüchtigere. —

Das Leben eines Seekapitäns ist ein schönes Leben. Menschen aller Nationen vertrauen sich seiner Geschicklichkeit an; wie er gebietet, so geschieht es. Aber es bleibt doch ein äußeres Geschäft. Tiefere Menschen befriedigt solch ein Leben nicht. Nicht, daß die zu ertragenden Beschwerden etwas Abschreckendes hätten! Denn die Stürme sind nur Ausnahmen, und auf dem Lande kann man verunglücken, wie auf dem Meere. Obendrein ist die größere Gesundheit hier, nicht dort, und die Frische des Lebens überhaupt, wovon das ferngesunde, frische und robuste Aussehen der Matrosen überzeugt. Aber der tiefere Mensch verlangt nach einem geistigen Berufe, sollte er auch mit unendlichen Mühen verbunden sein. Solch ein Beruf ist ohne Widerrede der Beruf des Lehrers und Erziehers. Welche Geschäfte man auch mit den seinigen vergleichen möge, an Mühe und Beschwerde kommt nicht leicht irgend einer ihm gleich, dem Berufe, nicht des mechanisch, sondern des geistweckenden Lehrers. Was für ein Geschäft, jahraus jahrein! Manchmal ist es mir vorgekommen, als ob sich die Lehrer der neuern Zeit zu sehr abmüheten und abquälten, daß es hinreichend wäre, wenn sie Fertigkeiten und Kenntnisse ihren Schülern aneigneten, und der Welt und der Vorsehung es überließen, verständig und einsichtsvoll zu machen den, der es werden kann und soll. Aber immer habe ich mich bald wieder ermannt; es waren jenes Augenblicke physischer Herabgedrücktheit, und bald habe ich froh wieder die Wahrheit festgehalten, daß unsre Bestimmung darin bestehe, geistige Bildung unermüdet und rastlos in allen Kindern, die in unsre Nähe kommen, hervorzurufen. Der Lehrer ist kein Seemann, er ist ein Bergmann. Nicht Wind und Wellen schwellen seine Segel, und die Blicke der Menschen sind nicht von ferne auf ihn gerichtet; er arbeitet verborgen und ungesehen in der Tiefe. Mit der Wünschelrute des Geistes gräbt er nach geistigen Quellen, und wo sie anschlägt, erfreut sich seine Seele. Geheim magnetische Kräfte lenken seine Schritte und verknüpfen die einander anziehenden Pole, und wie auch äußere (politische) Winde über Land und Meer fahren,

sein Streben geht immer nach dem unwandelbaren Pole des Himmels. —

11.

Ich kann nicht von Kopenhagen scheiden, ohne in Dankbarkeit des großen Geistes zu gedenken, der mich daselbst erquicht hat: Goethe. Ich hatte mir das neueste Werk über ihn: „Gespräche mit Goethe, in den letzten Jahren seines Lebens. Von J. Eckermann. Zwei Teile. Leipzig, bei Brockhaus, 1836“ mitgenommen, hoffend, darin belebende Nahrung und Erfrischung zu finden durch gesunde, großartige Ansichten aus eigener Erfahrung und besonnenster Beobachtung. Was ich fand, übertraf alles, was ich nur erwarten konnte, weit. Diese Frische der Bemerkungen und Gedanken, diese Naturwahrheit, Unmittelbarkeit und Einfachheit, dieses Erhabene und Grandiose in der Auffassung der Dinge, dieses Treffende in den Urteilen über Natur und Kunst, über Menschen und Dinge — wir kannten das alles schon an dem großen Meister — aber diese Natürlichkeit im Umgange mit Menschen, diese Gutmütigkeit und Liebenswürdigkeit, diese Eigenschaften waren dem Publikum nicht so bekannt, als Eckermann sie uns aufgedeckt hat. Man wird hingerissen zur Bewunderung und Liebe, und man teilt die Pietät, mit welcher der getreue Eckart dem Altmeister zuhört, die hingebende Treue, mit der er die offenen Bekenntnisse des redseligen Alten niederschreibt, sich selbst zum bleibenden Gedenken und Vermächtnis, uns andern zum höchsten Genuß. Dieses Buch ist einzig in der Litteratur, so einzig wie Goethe selbst, wie alle seine Werke, wie seine ganze Persönlichkeit, wie das Buch der Bettina.

Durch dieses Buch allein kann man gesund werden. Wer für dasselbe noch Sinn hat, ist noch nicht ganz krank. Es ist ein Naturbuch. Nichts von Angelerntem, Nachgesprochenem, überall die edelste Natürlichkeit und Einfachheit und die großartigsten Ansichten von der Kunst und der Bildung zur Kunst. Es ist eine Bestätigung des Satzes, daß auch in der Kunst das Tiefste durchaus einfach sei. Daß der Künstler geboren werden müsse, gesteht auch Goethe, ja er behauptet es entschieden; die Natur gibt den Grund, die Anlagen, Künstler und echte Kunstwerke

bilden ihn aus. Aber daß Tüchtigkeit des ganzen Menschen, Liebe zur Wahrheit und Tugend, überhaupt ein vollendetes Sein zur Produktion jedes höheren Kunstwerks erforderlich sei, das wußten wir nicht. Goethe lehrt es uns, er war ganz von dem großen Gedanken durchdrungen: Nur der große Mensch erzeugt große Werke. —

Es befreit von Fesseln und Banden, dieses Buch. Denn es erlöset von angelerntem Buchstabenkram, von nachgesprochenen Sätzen, bei denen man sich nichts dachte. Es lehrt glauben und vertrauen der Offenbarung der Natur und des menschlichen Geistes. Es weist den Menschen, der sich bilden will, hin auf den Gebrauch seiner Sinne und auf die eigene Erfahrung, macht ihm jede fremde, die nicht aus derselben Quelle stammt, verdächtig, wenigstens vorsichtig in ihrem Gebrauch. Es ist ein Buch des Selbstvertrauens und des Mutes, der Energie und der Stärke.

Man hat lange in dem Wahne gestanden, ein Gott gebe dem Künstler alle Gedanken ein, die Muse rede durch ihn, wie durch ein blindes Werkzeug. Aber hier erkennen wir an dem Beispiel und den Bekenntnissen des größten deutschen Dichters, welch ein schweres Werk das Dichten sei, und daß es einen Fleiß voraussetzt, wie nur wenige Menschen ihn üben mögen. Keine vier Wochen, gesteht der Dichtersfürst, habe er in seinem Leben gefeiert und feiern können, und wir sehen, auch diesen Achtzigjährigen treibt noch die Energie. Ein lebenslänglich fortgesetztes Streben, meint er großartig, verbürge die Fortdauer des Geistes und berechtere zu dieser Würde. —

Nicht alles ist auch Goethe gewesen. Wer ist alles? — Darum haben einseitige Menschen ihn von den verschiedensten Standpunkten aus angefochten. Strenge Theologen haben den Glauben, Patrioten die nationale Gesinnung an ihm vermißt und ihn hart darob angeklagt, andre haben ihn der aristokratischen Gesinnung beschuldigt. Aber diese Mängel — wenn es welche sind — trägt nicht er, sondern die menschliche Natur, die in keinem Individuum alles vereinigt. Wäre es der Fall, ein solches Wesen wäre ein Gott. Danken wir dafür, daß uns in ihm so vieles, wenn auch nicht alles, gegeben ist! Einzige Umstände haben sich vereinigt, diesen Goethe zu dem zu machen, was er

geworden. Kein Mensch in Deutschland hat sich von so vielen Seiten offenbart, wie er: durch seine Werke in Wissenschaft und Kunst, durch sein vielseitiges Leben, durch seine Selbstbiographie, durch seinen Briefwechsel — und andere haben sein Wesen uns aufgeschlossen durch Werke, die sie über ihn und seine Leistungen geschrieben, unter welchen das Buch des getreuen Eckermann eine ehrenvolle Stelle einnimmt, indem es eine Lücke ausfüllt. Von irgend einem andern großen Manne besitzen wir ein Werk, von einem andern eine Biographie, von einem dritten Gespräche — von und über Goethe haben wir dieses alles. Eine unendliche Ausbeute für die Psychologie muß sich daraus gewinnen lassen!

Man hat ihn mit Schiller verglichen. Jetzt ist allgemein anerkannt, daß Goethe der tiefere, größere, freiere Geist war. Aber dennoch hat Schiller für die meisten, das Volk, vor Goethe etwas voraus. Schiller war populär, Goethe war ein vornehmer Geist in jeder Beziehung. Schiller war nicht bloß Künstler, Philosoph, Geschichtschreiber, er war ein patriotisch gesinnter Mann, er glühte für die Ehre und die Freiheit seines Volkes, an ihm war alles Mensch und Volk. Goethe dagegen hielt sich in allen Beziehungen in den oberen Regionen. Der edle Großherzog von Weimar hatte Schiller ein Jahrgehalt von 1000 Thalern zugesichert, und mehr, wenn seine Schriften ihm eine hinlängliche Einnahme sicherten. Aber er nahm keinen Groschen mehr, arbeitete darum auch in kranken Tagen, zum Nachteil für seine Gesundheit. Goethe wird, wie er selbst gesteht, nie populär werden. Er war ein großartiger Weltmann, und er lebte in der Weltliteratur.

Selten hat ein Mensch auf Erden so viel Glück auf Erden genossen: diesen Körper, diese Stärke und Schönheit der Glieder, eine bis ins achtzigste Jahr ausdauernde Gesundheit, diese Geistesanlagen, diese Ruhe des Gemüths, diese Anerkennung eine Reihe von 50 Jahren hindurch, und, was die meisten glücklich macht: Gunst der Großen, Briefwechsel und Freundschaft mit Fürsten und Königen und Glücksgüter aller Art.

Auch für Erziehung und Unterricht liefert das genannte Buch manchen interessanten Beitrag, wie man denn überhaupt aus unsern deutschen Klassikern für die Pädagogik eine Ahrenlese halten kann.

Kiel, den 9. Juli.

In Kiel — es war Sonnabend, kamen wir ohne Unfall des Morgens um 7 Uhr an. Ich besuchte, nach kurzer Erholung, eine Elementar-, eine obere Mädchenklasse und die drei Klassen der Bürgerschule. Die Lokale sind vorzüglich, die Kinder waren überall still und aufmerksam; ich hatte jedoch nicht Gelegenheit, Besonderes, der Aufzeichnung Wertes, zu bemerken. Gestern am Nachmittage hatte der hiesige Rektor der Bürger- und Gelehrtenschule, die übrigens nichts miteinander gemein haben, die Freundlichkeit, mich in der Gegend herumzuführen. Sie gehört zu den schönen, besonders am und um den Hafen herum, der Kiel zu einer Seestadt macht, indem Linienschiffe bis an die Stadt fahren können. Wir sprachen meist über Schul-sachen, und ich muß hier der Freude erwähnen, welche die Bestätigung, daß der König von Dänemark sich sehr warm, angelegentlich und im einzelnen auch um Schul-sachen bekümmere, in mir verursachte. Er besucht allenthalben, wohin er kommt, auch die Schulen. Das muß die Lehrer ermuntern, beleben, heben und ihrer Sache in den Augen des Publikums die Bedeutung geben, die sie hat. Überall wird diese edle Persönlichkeit des Königs auch mit verehrendem Danke anerkannt. Aber man glaube nicht, daß er allenfals die Schulhäuser besieht und dann weiter geht. Nein, er tritt in die Klassen und hört mit Teilnahme zu. —

Am 10. Juli. Heute ist Sonntag. Ich bleibe hier, um Harms, den mit Geist und Feuer getauften Kanzelredner, zu hören. Sobald es läutete, gehe ich zur Kirche. Ich finde erst wenige Leute darin, und es kommen auch wenige. Ich denke: die Kieler lieben die langen Gesänge nicht; sie werden nachher kommen. Aber sie kamen auch nachher nicht. Gott, denke ich, am Ende predigt Harms — ich hatte mich doch erkundigt und gehört, er predige heute — in einer andern Kirche. Ich frage daher einen mir Nahestehenden: Ist dieses die Kirche, in der Dr. Harms predigt? Ja. Predigt er niemals anderswo? Nein. Predigt er immer des Vormittags, jeden Sonntag? Ja. — Ich war beruhigt. Ich entschuldigte die Kleinheit des Publikums mit dem

heftigen Regen. Die Herren Studenten zc. haben diese Entschuldigung nicht nötig. Endlich trat ein junger Geistlicher vor den Altar. Das konnte Harms nicht sein. Ich denke: der eine liest Evangelium und Epistel vor, der andre hält die Predigt. Aber doch wurde es mir heiß. Ich fragte daher nochmals: Predigt hier immer der Herr Archidiaconus, der Herr Probst Dr. Harms? H—a—r—m—s, Harms? Ja, H—a—r—m—s, Harms. Endlich steigt ein anderer, als der vor dem Altar gestanden, auf die Kanzel. Mir fiel ein Stein vom Herzen. Dem Ansehen nach konnte er es sein; denn manche Menschen bleiben ja frischen Aussehens bis ins Alter. Als er aber anfing und einige Sätze gesprochen hatte, da wußte ich: Harms war es nicht, er konnte es nicht sein, nicht der Mann, der im Jahre 1817 das brennende Feuer angezündet, der mit zelotischem Eifer jenen Mann angegriffen, der in einem, alle Konfessionen umschließenden Armenhause zu einer Versammlung gesagt hatte: „Glaubet, was ihr könnt, nur übet Milde und Güte!“

Nun, ich mußte mich trösten. Man hört immer etwas Gutes, selbst wenn man es, nur angeregt, sich selbst sagt. Der Redner sprach über die Stelle aus der Bergpredigt: „Wer zu seinem Bruder sagt Racha, der ist des Rats schuldig.“ Die Predigt war zu negativ, zu anklagend gegen die Zeit. Zwar kann das Negative an seiner Stelle sein, allein das Auferbauen des Rechts thut größere Wirkung, vernichtet das Gegentheil von selbst. Und dann muß man von den Verkehrtheiten der Menschen nicht, wie es geschah, mit freundlichem Blick und gefälligen Mienen, nicht mit Anreden: meine Theuren! reden, sondern in der Weise Jehovahs vom Sinai herunter, wie rollende Donner und zuckende Blitze. Sonst dringt man nicht unter die bepanzerte Haut, in welche die Menschen unsrer Tage eingehüllt sind. —

Kiel ist eine kleine, ruhige Stadt. Sie hat manche erbleichte Jugenderinnerungen in mir aufgefrischt. Sie sind das Bleibendste, Tiefste, ihre guten Einflüsse gehen nie ganz verloren, ihre bösen kann keiner ganz verwinden. Letzteres spricht selbst ein Mann der höchsten Welt- und Charakterfreiheit, wie Goethe, aus. Und es zeigt sich in seiner lebenslang bewährten Richtung. Sein

elterliches Haus trug den Charakter und das Gepräge patrizischen Geistes, der in dem Vater und in der Mutter lebte, wie er in alten Reichsstädten gefunden wurde. Und der Sohn hat den aristokratischen Sinn nie verleugnen können. Populär ist er dem Geiste nach nie gewesen. Darum eben werden es auch seine Schriften nie werden. Schiller dagegen war ein Mann des Volks, darum berühren auch seine Werke die Gefinnungen des Volkes und aller derer, die Volk sind.

In mir riefen gestern besonders Seiler, Huf- und Nagelschmiede frühe Jugenderinnerungen hervor. Bei solchen habe ich in meiner Vaterstadt Tausende von Stunden zugebracht. Einem Seilspinner half ich gern den Hanf hecheln und flopfen, und ich drehte ihm gern das Rad. Dabei erzählte er mir Geschichten von seiner Wanderschaft aus Österreich und Ungarn. Es waren nicht immer die feinsten. Einem Hufschmied brachte ich unser Pferd, ich hielt ihm die Beine beim Beschlagen, und ein Nagelschmied machte mich glücklich, wenn er mir erlaubte, ihm oder seinen Gefellen zu helfen, den Blasebalg zu ziehen und zu treten, das Feuer anzuschüren oder auch beim Schmieden selbst mit thätig zu sein. Zu diesen Beschäftigungen ließen mir die wenigen Schularbeiten volle Zeit, mehr als gut war. Denn die gewöhnlichen deutschen Handwerksgefallen singen Lieder und erzählen Geschichten, welche auf das Herz eines unbefangenen, hingebenden Knaben nur nachtheilig wirken. Der Nagelschmied aber hatte ein edles, biederherziges Gemüt! Seine Nähe wirkte auf mich in der angenehmsten, edelsten Art. Sein früher Tod versetzte mich in wahre Schwermut. Ich weinte ihm nach, wie wenn er mir angehört hätte. In unsern Handwerksleuten findet man noch oft wahrhaft deutschen Sinn, und er soll sich selbst jenseits der Meere nicht verleugnen.

Diesen deutschen Sinn lernt man im Leben mehr als in der Schule. Vorzüglich von den Eltern, deren Geist in der Regel auf die Kinder übergeht. Darum segnet Gott besonders das stille Walten einer Mutter von frommer, deutscher Gefinnung.

13.

Gefernförde, den 10. Juli.

Von Kiel hierher troff der Regen in Strömen herab. Ich saß in einem unbedeckten Wagen. Wie tranken die durstigen

Fluren! Die Erde freute sich; die Drossel sang im Buchenwalde; auch ich war mit meinem Gott vergnügt. Ein kleines Ding von Goethe füllte meine Seele. Seinen Reichtum auszubeuten, braucht man nur den Gehalt des Einzelnen zu entwickeln und sich dem Zusammenklang des Ganzen hinzugeben.

„Freudvoll und leidvoll,  
Gedankenvoll sein.  
Hangen und hangen  
In schwebender Pein.  
Himmelhoch jauchzen,  
Zum Tode betrübt.  
Glücklich allein  
Ist die Seele, die liebt.“

Es ist eine Welt. — —

Auch gedachte ich in bewegenden Gefühlen der fernen Freunde, der Lehrer, und ich freute mich, ein Lehrer zu sein.

„Schwer ist aller Beginn!

Wer getrost fortgeht, der kommt an.“ — Glückauf!

Der Mensch gewöhnt sich an seine Verhältnisse, seine Umgebung. Gern sieht er dieselben sich erweitern, er freut sich: „wachsen die Räume und dehnt sich das Haus.“

Nicht ohne Schmerz tritt er aus gewohnten weiten Kreisen in engere; und doch wohnt oft im äußeren Engen die innere Fülle, der geistige Reichtum. Von dem großen, weiten und schönen Berlin versetzt in diese kleine Stadt, in dieses winzige Haus und niedrige Stübchen — es ist eine sinnlich-schmerzliche Beschränkung, und ich muß einige Gedanken hervorrufen, die Beflommenheit zu beschwichtigen. Und dennoch, sage ich nochmals, wohnt das Glück mehr in beschränkten, als in weiten Kreisen. Wo man seinen Wirkungskreis ganz erfüllt, wo man nicht bloß in den Wald hinein schreit, sondern wo es auch wieder heraus hallt und schallt, verdoppelt und mehrfach: da wohnt für den Menschen das Glück. Preise sich der Lehrer glücklich, der in der Stille der ländlichen Flur in seine Kinder den Samen des Guten pflanzt und der Pflänzchen mit eigener Hand wartet, sie begießt und veredelt. Kommt noch hinzu das unschätzbare Glück, ein edles, frommes, stilles, sanftes, treues Weib und Kindlein mit

natürlichen Anlagen (was will man mehr?) und in ihr eine gemüthvolle Mutter zu besitzen, sage, Freund! wärst du nicht, nicht zufrieden, einer der undankbarsten Sterblichen?

Als ich noch in dem kleinen Mörs (die Großstädter nennen es ein Nest!), als ich noch in dem Nest Mörs lebte, — es waren beschränkte, enge Verhältnisse gegen die, in welche ich versetzt wurde —, aber ich war glücklich, ja ich war ein glücklicher Mensch. Ich habe es vielleicht nicht immer genugsam ermesst, aber ich fühlte es, und jetzt denke ich (wenn ich offen sein will, was man ja so gerne ist) oft mit Schmerz daran.

Jetzt lebe ich in größeren, weiteren Verhältnissen. Nicht nur in großer Stadt mit viel tausend unbekannten Menschen, sondern auch unter mehr Seminaristen, leitend eine große Knabenschule von sechs Klassen — am Rhein waren es nur zwei —; Kandidaten der Theologie, Lehrerinnen, Fremde mancherlei Art besuchen mich und die Anstalt, und selten weiß ich gewiß, daß ich am Tage über eine Stunde frei gebieten kann; also ein weiter, viel umfassender Wirkungskreis; aber in meinem Inneren fühle ich mich nicht immer befriedigt. Es freut mich nicht, Samen ins Weite hinauszustreuen, ohne sein ferner noch zu warten und zu pflanzen, es dem guten Glück zu überlassen, ob er unter die Dornen und auf den Weg, oder auf fruchtbaren Boden fiel, ich möchte des Pflänzchens gerne selbst warten, nicht bloß sagen: hier stehe ein Baum, eine Linde, eine Buche, eine Akazie; sondern begießen, beschneiden und veredeln.

Mit wahren Schmerz empfinde ich den Unterschied des Verhältnisses des Seminaristen am Rhein und derer in Berlin zu mir. Es ist nicht die Schuld der letzteren, nicht meine Schuld, es ist eine Folge der Verhältnisse. Wie lebte ich in Gedanken und im Wirken dort nur in ihnen, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, wo ich ihnen noch einige Gedanken in den Schlaf mitgab, wie bezogen sie all ihr Denken und Leben auf die Anstalt und mich, mit welchen Gefühlen schieden sie von mir! Dagegen stehe ich meinen jetzigen Schülern viel ferner, ich bin mehr ihr Lehrer als ihr Erzieher, ich stehe da als der Direktor der Anstalt, und nur bei Wenigen bildet sich ein dauerndes, bleibendes Verhältniß. Es ist mir sehr schmerzlich.

Und in welcher belebenden Wechselwirkung stand ich nicht nur mit den entlassenen Zöglingen, sondern mit den Lehrern des Regierungsbezirks, der Provinz! Nicht ohne Kampf und Widerpart gestaltete es sich. Die dortigen Lehrer werden noch wissen, wie sie die Errichtung des Seminars in Mörs ansahen, wie wenig Vertrauen sie zu mir hegten, meinend, daß ich mit der Anstalt ihre freie Bewegung hemmen könnte, und was für Insinuationen und Angriffe auf meine Leute und mich in öffentlichen Blättern, meist anonym, erschienen! Sie wußten nicht, wie wehe und auch wie unrecht sie mir thaten, meinem Streben, meiner Gesinnung! Aber sie haben es erkannt. Ich habe oft mir zur Ermutigung sagen müssen: „Schwer ist aller Beginn! Aber wer getrost fortgeht, der kommt an!“ Ja, ich kam an, ich gelangte zu dem Ziele, daß die Lehrer einsahen, wie das Wirken des Seminars mit ihrem Wirken eins und dasselbe sei. Und von der Zeit an habe ich dort selige Stunden gelebt. Noch in der Erinnerung feiere ich sie. Sie gehören zu dem kostbarsten Gehalte meines vergangenen Lebens.

Ich sage mir dieses jedesmal, wenn der Augenblick der Gegenwart schwer auf mir lastet, wenn die Sonne brennt und sticht und ich gegen den Stachel löcken muß. Ich sage es zur Ermunterung für alle Seminarlehrer, damit sie in der Richtung des Zusammenlebens und gemeinsamen Wirkens mit den Lehrern und ihrem Streben beharren und sich darin befestigen. Man gehört dem Ganzen an, das ist sehr richtig. Aber zunächst hat der einzelne die Aufgabe, für die Interessen seines Standes zu wirken, versteht sich, in edler Richtung und zum Gewinn für das Ganze. Nun sind fast aller Orten die Lehrerverhältnisse beschränkt und gedrückt, in tieferer Potenz stehend, als es für die Personen und die Sache gut ist; darum soll jeder Lehrer, besonders der Seminarlehrer und der Direktor eines Seminars, die Lehrerverhältnisse zu heben suchen, darum sich in seinem innersten Bewußtsein als Lehrer fühlen. Er ist nicht zunächst und zuoberst ein Geistlicher, sondern ein Lehrer, und sehr einseitig ist es, wenn einer sagt: „mein Standpunkt ist ein religiöser und von dem aus betrachte ich alles,“ wenn dieses in der Regel nichts anderes heißt, als: ich bin ein Theologe und befördere

daher die Bestrebungen der Kirche; der Standpunkt des Lehrers ist der pädagogische, kein anderer. In ihm ist der religiöse enthalten, er ist der oberste, aber er ist nicht der einzige, und wie die Dinge sich gestaltet haben, bezeichnet jene Rede eine Einseitigkeit. Des Seminardirektors nächste und erste Freunde sind die Schullehrer; sein Herz muß ihnen sich widmen. Nicht durch einen gemachten Grundsatz, eine erdachte Maxime, oder als Lebensflugheit, sondern in dem Sinne des großen, dem erhabenen Manne in der Stunde der Gefahr ausgepreßten, sein tiefstes Innere offenbarenden, königlichen Ausspruchs:

„Ich kann nicht anders,“ beifügend gegen den Widersacher:  
„Gott helfe mir, Amen.“ Amen!

14.

Hamburg, den 16. Juli.

Gestern früh reiste ich von Eckernförde ab. Es war Zeit. Mein Blut war heiß und es ging mir im Kopfe herum, wie wenn ich im Drillstuhl gefessen hätte\*. — Auf den dänischen Inseln und an den Küsten ist das Klima höchst veränderlich. Am 12ten hatten wir mittags 22, abends 9 Uhr 11 Grad.

Ich ging zu Fuß von Eckernförde nach Kiel. Wir Lehrer sitzen viel zu viel und leben fast nur in der Zimmerluft. Darum bringen uns nicht die Reisen in Schnellwagen und auf Dampfschiffen die nötige Erfrischung und Stärkung, sondern nur die Reisen zu Fuß. Ich habe deshalb fast jedes Jahr eine Wanderung zu Fuß gemacht. Die Erfrischung ist im Augenblicke nicht so groß, als wenn man fährt, weil man müde wird, besonders in den ersten Tagen; aber nachher ist sie nachhaltiger und man verspürt ihre Wirkungen noch nach Monaten, oft, vom Sommer her, erst recht gegen Weihnachten. Auch lernt man nur durch Fußwanderungen das Land kennen, in dem man reist. Auf den Eilwagen fliegt man schon halb durch die Fluren; kommen erst die Eisenbahnen und Dampfswagen auf, so sieht man gar nichts mehr. Alles ruhig behagliche Reisen hat dann

---

\* Eine Folge der in Eckernförde empfangenen Eindrücke über die wechselseitige Schuleinrichtung.

ein Ende; an Abenteuer ist gar nicht mehr zu denken, es falle dann einmal eine Zerquetschung oder Zermalmung eines Reisenden vor. Die Poesie verliert sich aus dem Leben: „Es ginge besser, wenn man mehr ginge.“

Aus diesen Gründen, besonders aus den zuerst angeführten, bedaure ich es recht sehr, daß auch unter den Lehrern die Fußreisen abnehmen. Schon meine Seminaristen in Mörs kamen zuweilen mit Fuhrgelegenheit, worüber mich tadelnd auszulassen ich aber niemals unterließ. Dagegen machte es mir jedesmal innige Freude, wenn sie, mit den Tornistern auf den Rücken, fröhlich in die Ferien reisten und ebenso zurückkehrten. Das Wandern zu Fuß hat in der That so abgenommen, daß einem sogar nur selten deutsche Handwerksburschen begegnen. Auf meiner gestrigen Tour begegnete mir ein einziger. Es war ein Hamburger. In seiner Vaterstadt gilt noch nicht die allgemeine Gewerbefreiheit. Man muß daselbst seine Fähigkeit zu einem Handwerk noch durch ein Meisterstück darthun, und die selbständige Niederlassung ist an andere Bedingungen geknüpft. Dieses ist sehr weise. In Preußen sind mitunter die erleuchtetsten Staatsmänner gegen die unbedingte Gewerbefreiheit. Von pädagogischem Gesichtspunkte aus muß man es auch sein. Denn durch sie vermehrt sich die Zahl der Pöfcher, der Armen, der Bettler, der Armenkinder ins Ungeheure.

Auf den Landtagen in den dänischen Herzogthümern haben sich auch die meisten Stimmen für allgemeine Gewerbefreiheit erklärt. Freiheit und Gleichheit klingt sehr schön. Auch ist Wahrheit darin. Wenn man es nur recht versteht. Aber wie diese Worte häufig verstanden werden, sind sie falsch. Denn auch das ist wahr: Wo Freiheit ist, ist keine Gleichheit, und wo Gleichheit ist, ist keine Freiheit. Doch diese Betrachtungen liegen uns fern. Überhaupt regt sich in den eben genannten Ländern das Volk, die Bewohner der Städte und des Landes. Sie halten Versammlungen, stellen freie Beratungen über das öffentliche Wohl an, vereinigen sich zu Beschlüssen, und ernennen Ausschüsse, welche die Verabredungen zu Petitionen an die Ständeversammlungen verarbeiten. Denn die sonst nach dem preussischen Maß-

stabe bearbeitete Verfassung gewährt ihnen das Petitionsrecht. Dadurch steht das Volk in unmittelbarem Verkehr mit der Ständeversammlung.

Der Teil von Schleswig und Holstein, den ich bisher gesehen habe, ist im allgemeinen sehr fruchtbar. Reiche Fluren wechseln mit Wiesen, Seen und Dörfern ab. Gesegnet das Land, in dem man von dem Ertrage der Urbeschäftigungen der Menschen, von Ackerbau und Viehzucht, lebt. Wie viel haben solche Länder voraus vor denjenigen, deren Population hauptsächlich mit Fabrikarbeit beschäftigt ist. Die Arbeit in Erzen und Metallen geht noch an; aber die Spinnereien verderben Geist und Körper. Auf ihnen ruht schon darum ein Fluch, weil sie es möglich machen, unreife Kinder heranzuziehen und dadurch ihnen die Jugend, die Basis alles irdischen Glücks, zu rauben.

Hamburg treibt Welthandel. Wie es eine Weltliteratur gibt oder geben wird, so gibt es Weltstädte. Hamburg ist eine Weltstadt. Die Weltstädte existieren vor der Weltliteratur. Die äußeren Interessen und Thätigkeiten entwickeln sich vor den geistigen. Darum thut man großes Unrecht, wenn man es den Nordamerikanern zum Vorwurf macht, daß sie sich fast nur um äußere Interessen bekümmern. Alles hat seine Zeit. Naturgemäß ist ihr Sinn jetzt auf die Beherrschung der wilden Natur gerichtet und auf den Produkten-Welthandel. Nachher werden die geistigen Interessen schon erwachen. Denn der Mensch erhebt sich gern über die Scholle. Darin liegt eine der Bürgschaften, daß wir unsterbliche Strebungen, folglich unsterbliche Kräfte in uns tragen.

---

Gestern hörte ich einen der ausgezeichnetsten Kanzelredner Hamburgs (Schmalz), einen Mann der inneren Kraft, einen Verteidiger der göttlichen Uranlage im Menschen, der Vernunft, einen Freund des evangelischen Lichts, einen Prediger nicht der Ohnmacht, sondern der Stärke, einen Mann von Luthers Geist auf dem wissenschaftlich-religiösen Standpunkte des neunzehnten Jahrhunderts. Seehandelsleute und Schiffer wissen nichts besser — denn sie sehen und erleben es alle Tage — als daß alles

Gelingen menschlicher Thätigkeit von dem Segen Gottes abhängt, welcher dem Wind und den Wellen gebietet, so wie Er will. Außerdem aber wissen sie auch das andere, daß Gott vorzugsweise die menschliche Tüchtigkeit in jeder Beziehung segnet. Gar wunderlich würden daher die hiesigen Schiffsherren und Seemänner zu dem Manne mit der weißen Halskrause aufblicken, wenn er ihnen das System der menschlichen Ohnmacht vorpredigen wollte, wie es sich Fabrikherren gewisser Gegenden allsonntäglich gefallen lassen müssen. Wenn diese sagen: Gott habe sein absonderliches Wohlgefallen an der Wurmdemut und absoluten Vernichtung eigener Willenskräftigkeit; so mögen sie damit manchen, der als bescheidner Laie an sie, die Kundigen der Geheimnisse, glaubt, fangen, weil es so schwer ist zu denken, was Gott denkt; aber wenn sie zugleich sagen: diese Wurmdemut sei auch ein Universalmittel der Sittlichkeit, so muß sich jeder, der den simplen Menschenverstand nicht verloren hat, von ihnen wegwenden. Denn das ist doch sehr schwer, ja gar nicht und nie zu begreifen, wie aus einem Wurm ein Mann kräftiger Tugendgesinnung werden könne. In die Geheimnisse dieser Herren dringt kein gesunder Geist. Darum ist Hamburg Glück zu wünschen, daß seine Prediger Wahrheiten verkündigen, von welchen ein Seemann so durchdrungen ist, daß er sich nie davon trennt. Er würde sich gewiß von der Kirche trennen, wenn sie durch ihre Lehrer mit seinem unmittelbaren Bewußtsein und seinen gesunden Ansichten in Widerspruch treten wollte. —

Nichts ist an und für sich auch widerlicher und, wenn man es recht besieht, irreligiöser, als die Weise jener Prediger, die sich herausnehmen, so zu reden, als gäbe es für sie keine Geheimnisse mehr, als sei für sie der Schleier, der das Jenseits vom Diesseits trennt, gehoben, ja, als seien sie die ersten Minister beim Schöpfungsakte gewesen. Alle Ratschläge und Gründe und Motive der Ratschläge Gottes wissen sie darzulegen und zu zergliedern, die Natur der Engel ist ihnen bekannt und über das Jenseits thun sie die bestimmtesten Aussprüche. Das deutet nun in der That auf eine Gesinnungsweise, die nichts weniger als

religiös genannt werden kann. Die ewigen Dinge sind für uns Sterbliche in ein geheimnisvolles Dunkel eingehüllt; was wir von dem Jenseits wissen, ist, daß es sei, nicht, wie es ist. Aber diese Dinge sind dem Herzen des Menschen heilig, mit ehrfurchtsvoller Scheu denkt, spricht er von ihnen, und die Besorgnis, vor ungeweihten Ohren die Geheimnisse anzudeuten, ist ganz natürlich. Muß nicht das bei den Juden bestehende Gebot, den heiligen Namen Gottes gar nicht zu nennen, für ein Zeichen tief gefühlter Religiosität gehalten werden? Gewiß. Und wenn die alten, mit so vielem Unrecht verachteten heidnischen Schriftsteller mit dem bescheidensten Rückhalt, mit heiliger Scheu von den ewigen Dingen sprechen, so muß dies unbedenklich für ein Zeichen eines tiefen religiösen Gefühls erklärt werden. Manche unsrer christlichen Prediger könnten davon etwas lernen, und manche Schullehrer. Beten sie mit ihren Schülkinder nicht häufig so, als wäre es das alltäglichste trivialste Geschäft, ohne Salbung, ohne Weihe? Und sprechen sie mit den Kindern nicht manchmal so von Gott, Unsterblichkeit, Wiedersehen, als hätten sie alles mit leiblichen Augen durchschaut? Nein, meine Theuern! auf solche Weise weckt man das religiöse Gefühl nicht, weil diese Erscheinungen vom religiösen Gefühle nicht ausgehen, indem das wirkliche Bewußtsein der Nähe Gottes den Menschen nicht nur zur innern Einkehr nötigt, sondern auch mit einem heiligen Schauer durchdringt. Kalte und viele Worte, Außerlichkeiten verschiedener Art zeigen aber, daß man davon gar nichts weiß und hat. Der eigentlichen Sache stände man viel näher, wenn man in stiller Andacht, ohne alle Worte, sich sammelte und Einkehr bei sich selbst hielte. Verstummen wir ja sogar schon bei einer großartigen Naturerscheinung, wie beim Auf- und Untergang der Sonne, beim Anblick des gestirnten Himmels, und wissen nichts Gescheidtes darüber zu sagen; warum sollten wir denn über die noch viel weniger bekannten großen unsichtbaren Dinge so viel Worte machen? —

---